Nr. 4. — 13. Jahrgang. Hattingen, den 25. Januar 1906.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt

für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Kaiser Geburtstag 1906.

Und wieder flattern vom Fels zum Meer
Im ganzen Reiche die Fahnen,
Sie flatten dem deutschen Kaiser zur Ehr'.
Ihn grüßend auf seinen Bahnen.
Ihn grüßend zu seinem Wiegenfest
Aus deutschen Herzen, aus allen,
Von Nord zu Süd und von Ost gen West
Geburtstagswünsche erschallen.

Geburtstagswünsche zum Kaiserthron,
Auf daß der Himmel erhalte
Uns deutscher Muttererd' besten Sohn.
Das Leben ihm freundlich gestalte.
Das teure Leben, das rastlos bemüht,
Der Welt zu erhalten den Frieden,
Das immer für Deutschlands Ehre erglüht,
Dem stets der Erfolg war beschieden.

Denn wahrlich sieg- und erfolggekrönt
War des Kaisers friedliches Walten,
Und überall, wo seine Stimme ertönt,
Gewichtig die Worte sein galten.
Ein echtes kaiserlich deutsches Wort,
Gehört wirds auf Erdenrunde,
Und allen Deutschen ein starker Hort
Der Kaiser zu jeglicher Stunde.

Ein Hort, dem blindlings wir alle vertraun',
Sein Werk kann nimmer vergehen,
Auf den wir mit Lieb und Verehrung schaun',
Zu dem wir in Treue all' stehen.
Denn Treue um Treue ist echtdeutsche Art,
Die Fürsten und Völker verbindet,
Dem Vaterlande die Treue bewahrt,
Und zum Kaiser sie nimmer schwindet.

So möge auch heute zum Kaiserhaus
Sich wälzen der Gruß der Millionen,
Und mit des Wiegenfest's Jubelgebraus,
Mit dem Freudenschall der Kanonen
Sich einen des Volkes innig' Gebet
Für Kaiser Wilhelm den Zweiten,
Des Himmels Segen sei auf ihn erfleht,
Das Glück mag ihn immer begleiten.

Zum Geburtstage des deutschen Kaisers.

In ernste Zeit, in eine Zeit der Erregung der Gemüter fällt in diesem Jahre der Geburtstag des deutschen Kaisers. Sei es nun, daß diese politische Ruhelosigkeit auf die nervöse Art unseres westlichen Nachbars zurückzuführen, sei es, daß die Ereignisse des Ostens hier mitsprechen oder endlich mag hier wirklich eine gewisse elektrische Spannung über ganz Europa liegen, genug, in jener friedlich-beschaulichen Stimmung, in der wir sonst den kaiserlichen Geburtstag gefeiert, dürfen wir diesmal den Geburtstag des ersten Mannes in Deutschland nicht begehen. Es hieße die Augen und Ohren vor der Wirklichkeit verschließen, wollten wir nicht zugestehen, daß wir in einer Zeit der Gährung, der Erwartung, der Veränderungen begriffen sind. Und doch dürfen wir Kaiser Wilhelm II. als den Friedensfürsten feiern, nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Freilich jener Friede vergangener Zeiten ist es nicht, in dem wir uns sehnen können; jener Friede, da Deutschland ein bedeutungsloser geographischer Begriff gewesen und im Rate der Völker Europas kaum in Betracht kam. Heute, nach 18jähriger Regierung, sehen wir klarer in dem Walten des deutschen Kaisers und wir erkennen auch klarer die ihm von seinen glorreichen Vorfahren überkommene Aufgabe. In diesem Jahre, in dem ein Jahrhundert verflossen, seit jener Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, ist der ernste Tag des kaiserlichen Wiegenfestes wohl geeignet, einen Rundblick zu werfen auf des deutschen Kaisers Wirken, sein Streben und seine Ziele.

Von seinem Großvater und Vater, den in der deutschen Geschichte mit goldenen Lettern eingezeichneten ersten deutschen Kaisern, ward das neue deutsche Reich errichtet und gefestigt in den Jahren des Friedens, die dem großen Kriege folgten. Mit jugendlicher Kraft und dem Bewußtsein der großen Aufgabe, die er übernahm, bestieg Kaiser Wilhelm II. den Kaiserthron. Als eine ernste zielbewußte Persönlichkeit trat er bald unter den Fürsten Europas hervor und klar und deutlich zeichnete sich sein Wollen und Können am politischen Horizonte Europas in scharfen Umrissen ab: den Frieden zu erhalten, aber auch Deutschlands Größe und Ehre, niemals den Besitzstand und die Bedeutung einer anderen Macht anzugreifen oder zu gefährden, aber niemals auch den Schatten eines Angriffes auf deutschen Besitz oder deutsche Ehre zu dulden, friedlich das Schwert in der Scheide zu tragen, aber nimmer des Schwertes zu entbehren, wenn es Not tue. Und wenn wir die ganze Regierungszeit des deutschen Kaisers betrachten, so ist er diesen Regierungsgrundsätzen treu geblieben bis zum heutigen Tage. Gefestigt und einen hervorragenden Platz in Europa und in der ganzen Welt einnehmend, steht das deutsche Reich da, immer noch ein Hort des Friedens, obschon oft genug umbrandet von der Unruhe anderer Nationen.

Denn freilich wohl, wie das Ansehen des Reiches gewachsen und wie es mehr und mehr in sich gefestigt, ist auch der Neid gewachsen und auch das Bestreben, den Bestand des großen, stark wie ein Fels emporreichenden Reiches zu gefährden. In keinem anderen Reiche der ganzen Welt steht der Thron so fest und unerschütterlich wie in Deutschland bei uns, soweit die deutsche Zunge klingt, bedarf es keiner Ablenkung innerer Unruhen nach außen, um das Staatsgefüge zu erhalten. Anders oft bei anderen Nationen, die des inneren Zwistes und Haders erst dadurch Herr zu werden vermögen, wenn sie die unruhigen Gemüter nach außen hin beschäftigen. Und so ist es denn gekommen, daß die Herausforderung gegen Deutschland und gegen den deutschen Kaiser, hart die Grenze dessen streifte, wo das Schwert nicht länger mehr in der Scheide ruhen darf. So ist es gekommen, das wir Ereignissen entgegensehen können, gegen die auch des deutschen Kaisers Friedensliebe machtlos ist. Das aber ist sicher, daß wir ohne diesen ausgeprägten und ausgesprochenen Gedanken des Kaisers, Europa den Frieden zu erhalten, längst uns des Friedens Segnungen nicht mehr erfreuen würden. Und eben so sicher ist es, daß, wenn eines Tages des deutschen Kaisers Bemühungen um den Frieden vergebliche sein sollten, das ganze deutsche Volk und seine Fürsten einig und treu zum Kaiser stehen würden, aufschauend zu ihm, dem obersten Kriegsherrn, wie wir heute zu ihm aufschauen in Ehrfurcht und Liebe als dem Hort des Friedens.

Selten hat ein Fürst, der über ein großes Reich gebietet, seinem Volke so persönlich nahe gestanden, wie Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Volke. Es ist nicht deutsche Art, dem neuen Manne ohne weiteres entgegenzujubeln und Liebe im voraus zu spenden, die erst erworben werden soll. So kam denn das deutsche Volk vor 18 Jahren dem jugendlichen so rasch und plötzlich auf den Thron berufenen Kaiser zwar mit Ehrerbietung und der Ehrfurcht des treuen Untertanen entgegen, aber die Liebe hat auch Kaiser Wilhelm sich erst im Laufe der Jahre erwerben müssen. Diese Liebe, er besitzt sie nun bei dem höchsten, wie dem geringsten Untertanen und diese Liebe hat feste, unzerreisbare Wurzeln geschlagen in dem Herzen des ganzen Volkes. Und was da immer auch kommen möge im wechselnden Lauf der Jahre, ob es nun gute oder schlimme Zeiten für unser teures Vaterland sein mögen, felsenfest steht die alte deutsche Treue zum Kaiser und Reiche, die beide miteinander so unlöslich verknüpft sind.

Die Geburtstagswünsche eines ganzen großen Volkes fliegen heute dem kaiserlichen Herrn entgegen. Und diese Wünsche, sie mögen sich vereinen in dem Wunsche, der alle enthält: Der Himmel gebe Kraft dem deutschen Kaiser, daß er weiter zu führen vermöge, sein Volk auf ruhmvollen und glücklichen Bahnen, Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte uns den Kaiser, den Schützer des Friedens, den Hort deutscher Einheit und Freiheit!

Meine Erinnerungen an 1870.

Novelle aus dem Kriege von 1870—71
von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Wie gerne hätten die Eltern Valeskas ihr Kind in das eigene Haus zurückgenommen, denn sie sahen ja täglich mehr ein, daß sie ebenfalls mit Riesenschritten dem Grabe zuwankte; und sie glaubten, daß ihr Gram in Lingen mehr denn sonst Irgendwo genährt werde; aber sie erwogen auch, daß der Landrat und seine Gattin mit ganzer Seele an ihr hingen und den letzten Stützpunkt verloren, wenn nun auch die Braut ihres verewigten Sohnes von ihnen schied.

Und Valesla selber wollte sich nicht von den guten Menschen trennen, die sie mit Wohltaten überhäuft und sich ihr als die Edelsten der Erde gezeigt hatten; sie liebte die Eltern ihres Erich in demselben Maße, wie die eigenen und würde es sich nicht vergeben haben, wenn sie die Kummervollen nur im geringsten durch ihre Schuld mehr betrübt.

So oft die Baronin sie in ihre Arme schloß, war es ihr, als ruhe sie an dem Herzen der rechten Mutter; und wenn der Baron sie zärtlich sein Kind hieß und sie mit dem vertraulichen Du anredete, schmeichelte sie sich, ihm fast den verlorenen Sohn ersetzen zu können.

Ganz unerwartet traf Besuch auf dem Schlosse ein.

Der Herbst war bereits ins Land gezogen; aber noch brachte der Oktober das schönste Wetter, als eines Tages eine feine Equipage auf den Schloßhof gefahren kam, und ein Herr in Uniform, den rechten Arm in der Binde, zu den Herrschaften hereineilte.

Der Baron und seine Gattin erkannten ihn auf den ersten Blick; er war ja der Sohn eines Nachbarbesitzers, der Rittmeister von Hallach, jener Hiobsbote, der ihnen die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes gesandt hatte.

Dennoch empfingen sie ihn mit einer außergewöhnlichen Herzlichkeit, ja ihre Freundschaft für ihn trug fast den Charakter von Verwandtenliebe, und dies war auch so natürlich: Hallach war mit Erich zusammen aufgewachsen, sie hatten von frühster Jugend auf unzertrennlich aneinander gehangen; und nun — Hallach war der letzte gewesen, mit dem Erich gesprochen; gewiß wußte er noch so manches aus seinen letzten Lebenstagen und Stunden zu erzählen, was Interesse für die armen, verlassenen Eltern haben mußte.

Valeska hatte den Rittmeister bisher noch nicht gekannt; auch sie begrüßte ihn höflich, aber mit mädchenhafter Zurückhaltung; und als er ihr vorgestellt wurde, verbeugte sie sich in der zeremoniellsten Weise. In ihrem Herzen wohnte ein Gefühl gegen ihn, das vielleicht ungerecht genannt werden konnte, daß aber aus ihrer übergroßen Liebe für Erich entstanden war. Sie war gegen den jungen Mann eingenommen, weil er den Geliebten vor dem Weiler allein zurückgelassen hatte, an welchem er getötet worden —

Hallach schien überrascht und begeistert von ihrer Erscheinung. Sein Auge sprach von Teilnahme, er sagte ihr einige sehr freundliche Worte, die sie indessen höchst gleichgiltig hinnahm.

Dann aber kam es zu einem unendlichen Fragen und Erzählen, wobei sich Valeska indessen passiv verhielt.

Hallach berichtete seine Erfahrungen im Kriege, wie er verwundet worden und dergleichen. Vor allem aber ließ er es sich angelegen sein, über Erich die umfangreichsten Nachrichten zu geben. Und dabei vermochte er nicht genug zu schildern, mit welcher unendlichen Fülle von Liebe der Verewigte an seiner Verlobten gehangen; wie seine letzten Worte zu ihm von ihr gehandelt hätten, und daß er an dem stillen Weiler rein deshalb einen Ruheplatz gesucht, um abgeschieden von dem Lärm der Soldateska, ein Stündchen zu gewinnen, in welchem er seiner holden Verlobten umfangreiche briefliche Nachrichten von dem letzten Erlebnissen geben können.

Der Rittmeister war unbedingt ein sehr gewandter Kavallier und vorzüglicher Gesellschafter; auch verstand er es musterhaft, Frauenherzen zu erobern. Das wußte er am besten.

Und unwillkürlich fühlte auch Valeska in ihrem Herzen einiges Interesse für den jungen Rittmeister in sich erwachen, als er in einer so herzlichen Weise von ihrem geschiedenen Verlobten sprach und ihr die Locke zeigte, die er dem Toten abgeschnitten.

Aber bald zog sie sich zurück, um allein und ungestört dem Geschiedenen einige Tränen nachweinen zu können.

Hallach blieb bei den Eltern seines Jugendfreundes bis zum späten Abend, denn seine Anwesenheit bot ihnen ja einen leichten Trost; und als Valeska nach längerer Abwesenheit wieder erschien, wußte er sich auch so liebenswürdig gegen sie zu zeigen, daß sie gezwungen war, im Stillen ihm ihre vollste Anerkennung zu zollen.

Täglich erschien jetzt der junge Rittmeister bei dem Baron; das Gut seines Vaters, auf welchem er die völlige Wiederherstellung abwartete, grenzte an Lingen; und er kam zu der Einsicht, daß die Eltern seines Jugendfreundes überaus gern in seiner Nähe weilten. — Dann aber zog ihn auch Valeska vielleicht mehr an, wie er sich selber gestand.

Hätte Erich noch gelebt, so würde es ihm nie eingefallen sein, sein Auge verlangend, nach dem schönen Mädchen zu erheben; denn dann wäre sie ja seine Braut gewesen, aber der Freund war, wie er sich überzeugt hielt, tot; — wenn er aus jenen lichten Höhen zu ihnen hernieder

Wie sieht's aus in der Welt?

Das Ordensfest, das am Sonntag am Kaiserhofe in Berlin in der üblichen Weise gefeiert wurde, ist ohne jede Störung verlief, hat wieder einen reichen Ordenssegen gebracht, trotzdem werden sich noch viele übergangen fühlen; sie müssen nun weiter hoffen. Unter den Dekorierten befinden sich nicht wenige Reichstagsabgeordnete, darunter auch Präsident Graf Ballestrem (Ztr.), der den Kronenorden 1. Klasse erhielt.

Zur Erinnerung an den Ausbruch der russischen Revolution, die am 22. Januar 1905 mit der „Niederkartätschung" friedlich demonstrierender Arbeiter in Petersburg begann, hatten die preußischen Sozialdemokraten am letzten Sonntage viele Hunderte von Versammlungen anberaumt, in denen gegen die russische Barbarei protestiert und zugleich für ein besseres preußisches Landtagswahlrecht Stimmung gemacht werden sollte. Dieser „rote Sonntag" ist überall, auch in der Wetterecke Deutschlands, wie das Ruhrrevier von den Sozialdemokraten mit Vorliebe genannt wird, harmloser verlaufen als manche oberbaierische Kirmes. Die Zahl der Versammlungen war recht reichlich, einzelne waren auch stark besucht; im allgemeinen blieb aber die Beteiligung wohl hinter den Erwartungen der Veranstalter zurück. Die Redner sprachen mäßiger, als man es aus manchen Streikversammlungen des vorigen Jahres gewohnt war. Bei den in Hattingen, Bochum, Gelsenkirchen, Witten, Langendreer, Herbede, Harpen und anderen Orten abgehaltenen Versammlungen ist es zu keinerlei Ausschreitungen gekommen. In Herne wurde eine einberufene Versammlung wegen des Wortlauts einer Resolution zugunsten der russischen Freiheitskämpfer von dem überwachenden Beamten aufgelöst und eine zweite Versammlung, die im selben Lokal stattfinden sollte, verboten. Die Teilnehmer zerstreuten sich ruhig.

Die der preuß. Regierung nahe stehende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bemerkt zu den Vorgängen am vergangenen Sonntag: Gewiß ist die musterhafte Ruhe und Ordnung unumwunden anzuerkennen, in der die Massenversammlungen in Berlin und fast überall im Reiche verlaufen sind. Dieser Verlauf war aber erstlich nach den Vorgängen in Sachsen u. Hamburg nicht unbedingt vorauszusehen, und außerdem dürfte gerade der Umstand, daß von Seiten der Behörden umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen und entschiedene Direktiven erteilt waren, den sozialistischen Ordnern ihr Geschäft in diesem Falle wesentlich erleichtert haben.

Der sozialdemokratische „Vorwärts" schreibt spöttisch über die militärischen und polizeilichen Maßnahmen. Die großen kriegerischen Vorbereitungen — in Berlin war das königl. Schloß von Militär zu Pferde und zu Fuß besetzt, und die ganze Garnison hatte scharfe Munition erhalten — waren vergebens und höchstens lächerlich. Der Friede wurde nirgends gestört. Die Revolution sollte nicht ausbrechen. Das Schloß wurde bis zum Morgen durch Kavallerie bewacht. Die armen Soldaten sind um ihren Sonntag gekommen. Wie es heißt, hat man das Ordensfest in gefühlvoller Sicherheit feiern können.

In Petersburg, Moskau und zahlreichen anderen russischen Großstädten ist die Revolution total niedergeworfen und die Polizei wieder oben auf. Aber kaum ist das geschehen, so treibt sie auch schon wieder mit ihrer Gewalt Mißbrauch und reizt dadurch die Massen aufs neue. So hat sie jede häusliche und kirchliche Gedächtnisfeier für die Opfer des „blutigen Sonntag" zu verhindern gesucht. Die Kirchen vermochte sie am Ende, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht, doch nicht zu schließen. Dafür aber drang sie in die Häuser ein und zwang die Bewohner, die zum Zeichen der Trauer geschlossenen Fenstervorhänge wieder aufzuziehen. — Auch sonst sind die Behörden vielfach in die alte Barbarei zurückgefallen. Ein amtliches Blatt meldet z. B., daß dieser Tage in der Warschauer Zitadelle die Hinrichtung von 11 Revolutionären, meist ganz jungen Leuten erfolgte, aber nur 10 Namen öffentlich mitgeteilt wurden. Der Name des elften Hingerichteten wird verschwiegen, denn es war ein sechzehnjähriges jüdisches Mädchen. Diese Hinrichtung öffentlich einzugestehen, fehlte es selbst der russischen Regierung an Mut. — In Riga überfallen Kosaken harmlose Passanten unter dem Vorwande der Waffensuche und berauben sie oder führen an ihnen Erpressungen aus. Es wird von einer ganzen Anzahl derartiger Fälle, von denen auch deutsche Reichsangehörige betroffen wurden, gemeldet. Natürlich dauert unter solchen Umständen die Gärung fort. Es ist deshalb auch garnicht zu verwundern, daß nach einigen Tagen scheinbarer Ruhe neuerdings wieder ein Ueberfall einer außerhalb Rigas patrouillierenden Dragoner-Abteilung seitens der Revolutionäre versucht wurde. Es entbrannte ein Kampf, der auf beiden Seiten Opfer forderte. Die Revolutionäre verschwanden ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht waren, und ließen elf Verwundete auf dem Kampfplatz zurück. Auf Seiten der Dragoner wurden drei Mann schwer und ein Offizier leicht verwundet. — Der geheime Bombenanschlag wird nach Unterdrückung der offenen Revolution wieder das bevorzugte Kampfmittel. Bei dem Fest der Wasserweihe in Sarskoje-Selo wurden zwei als Klosterschwestern verkleidete weibliche Mitglieder der revolutionären Kampfpartei in dem Augenblick festgenommen, wo sie sich dem Zaren zu nähern versuchten. Man fand bei ihnen scharf geschliffene Dolche und Sprenggeschosse.

Der Kaisermarsch.

Kaiser-Geburtstags-Skizze von Eugen Rahden.

Nachdruck verboten.

Kapellmeister vom Kgl. Preuß. Infanterie-Regiment Nr. x. x. war in Schwulität. Und zwar in großer. Damals als er als junger Dachs anno 1870/71, einer der Hoboisten, unter vielen ins Feld gezogen, und um sein Instrument die Kugeln pfiffen, war er nicht so in Nöten gewesen, wie jetzt. Das war aber so gekommen.

Kapellmeister Effenberger hatte beim Militär Glück gehabt, und Geschick entwickelt. Er war mit der Zeit voran gekommen und hatte durch Fleiß und Ausdauer schließlich die Leitung der Kapelle erhalten, die er bereits länger als ein Vierteljahrhundert dirigierte. Und wie dirigierte! Denn das mußte man ihm lassen, er hatte seine Leute höllisch im Zuge und namentlich seine Marschmusik ließ nichts zu wünschen übrig. Allerdings über eine gewisse Grenze konnte er nicht hinaus. War auch nicht nötig; denn die beliebten Kunstreisen, der Militärkapellen machte er nicht mit.

Und nun mußte ihm, dem alten Musiker, der den Parademarsch zwar nicht wie ein Jüngling mitmachte, aber immerhin noch sich an der Spitze der Kapelle in Reih und Glied sehen lassen konnte, das passieren. War da eines Tages der Oberst vor versammeltem Kriegsvolk an ihn herangetreten und hatte gemeint:

„Marschmusik war heute mal wieder ausgezeichnet. Lieber Effenberger, sollten auch mal selber was komponieren, was schneidiges, was dem Regiment Ehre macht. Vielleicht Kaisermarsch zum Geburtstag Sr. Majestät oder dergleichen." Was war dem guten Effenberger anders übrig geblieben als stramm stehend, sein „zu Befehl Herr Oberst" zu stammeln. Damit hatten aber Effenbergers böse Tage begonnen. Komponieren! Freilich, er hatte hier und da mal einen Marsch, einen Polka, ja sogar einen Walzer verbrochen, aber berühmt wars nicht gewesen. Sogenannte „Kapellmeistermusik", nicht schlecht, nicht gut, eben schlecht und recht und für den Hausgebrauch nicht übel. Das wußte Effenberger selber. Er war eben kein Komponist, konnte aber die Werke anderer sehr gut beurteilen. Und nun sollte er einen Kaisermarsch komponieren, also etwas ganz besonderes, das diesen Namen auch wirklich verdiente. Na, der Versuch ist ja nicht strafbar und der mußte unbedingt gemacht werden.

Ein Unglück kommt selten allein. So erging es auch dem Kapellmeister, als er an jenem Tage, da ihm „der ehrenvolle Auftrag" geworden in tiefe musikalische Gedanken versunken nach Hause kam. Hatte er da nicht sein einziges liebreizendes Töchterlein, die blonde Eva, in den Armen des Hoboisten Walter Gregorius gefunden? Und hatte der junge Musiker, nun er einmal ertappt war, nicht gewagt, frisch, fromm, fröhlich, frech, um besagte blonde Maid bei dem erzürnten Herrn Papa anzuhalten? Ja, er hatte sogar zur Unterstützung seines Gesuches darauf hingewiesen, daß er kompositorisches Talent habe, daß er bereits einige Sachen, allerdings nicht unter seinem Namen, veröffentlicht, und was die Hauptsache war, gut bezahlt bekommen habe und daß er dessen sicher sei, seiner Frau nach absolvierter Militärzeit eine sichere Existenz bieten zu können. Der Windhund war natürlich an die frische Luft befördert worden, aber das hatte ihn anscheinend wenig geniert.

Der Verkehr zwischen dem Frechdachs und Evchen war bestehen geblieben und daran konnte Papa Effenberger nichts ändern, weil sein Töchterlein genau einen eben so harten Kopf hatte, wie ihr würdiger Vater. Im Dienst freilich wagte der junge Musiker nicht zu mucken, und mußte er sich manchen nicht eben verdienten Rüffel von seinem Vorgesetzten gefallen lassen, aber außerhalb des Dienstes hatte er immer wieder die Stirne, ab und zu den alten Kapellmeister anzuöden. „Schwiegerpapa, seien sie doch nicht so hartherzig, geben sie ihren Segen, Eva will doch nicht alte Jungfer werden." Worauf der Alte stets prompt erwiderte: „Geh zum Henker Windhund, hast nichts, und kannst nichts." Ebenso regelmäßig kam des Windhundes Antwort: „Ich habe meine Musik und was ich kann, werde ich zeigen."

So standen die Sachen, als Effenberger endlich nach langem Mühen und Feilen seinen „Kaisermarsch" fertig hatte. Es war auch die höchste Zeit, denn es fehlten nur noch 8 Tage zu Kaisers Geburtstag. Der Marsch war nicht sonderlich schwer und ging bald wie am Schnürchen. Was nur die verflixten Kerle bei den Proben zu feixen hatten! Donner und Doria, der Marsch war ja nicht gerade ein Kunstwerk, aber es gibt viel schlechtere Sachen, die auch gespielt werden. Wenn es nur eben nicht ein Kaisermarsch wäre! Da lag der Hase im Pfeffer. Der einzige, der bei den Proben seinen unerschütterlichen Ernst bewahrte, das war der „Windhund" und gerade das kam den alten Musikanten verdächtig vor. Sehr bald erlangte er Klarheit.

Drei Tage vor Kaisers Geburtstag erschien der Herr Hauptmann, um den neuen Marsch zu hören. Die Musik war tadellos und es klang auch ganz nett. Der Herr Hauptmann aber sprach: „Sehr hübsch, lieber Effenberger, aber ich weiß nicht, die Geschichte kommt mir so bekannt vor. Sollten sie vielleicht, lieber Kapellmeister, anderen Kompositionen etwas zuviel nachempfunden haben?"

Effenberger wurde blutrot, und stotterte etwas unverständliches. Das wars. — Er hatte eben kein Erfindungstalent und in dem Bemühen, etwas gutes, würdiges zu bieten, hatte er unbewußt allzusehr an bekanntes sich angelehnt. Nun war das Unheil da, und nicht mehr abzuwenden, die Blamage schien unvermeidlich. Schier trübselig wanderte Effenberger nach Hause, erwägend, ob es nicht ratsam sei, seinen Abschied zu nehmen und inzwischen Urlaub zu nehmen. Wie Effenberger nach Hause kam, fand er den „Windhund" zwar allein, aber anwesend. An dem konnte er nun seinem Unmut Luft machen, was denn auch gehörig geschah. Der junge Musiker blieb aber ruhig und kalt und erklärte, er warte auf Eva, die ihm befohlen habe, pünktlich zu erscheinen und einen Befehl nachzukommen sei Soldatenpflicht. Nun war aber der alte Effenberger viel zu vernarrt in sein Herzblättchen, als daß er dem Mädchen gegenüber Widerspruch gewagt hätte. So mußte er auch noch des jungen Gregorius freundliche Frage über sich ergehen lassen: „Schwiegerpapa, warum so eklich, wann feiern wir Verlobung."

„Der Henker feiert Verlobung", polterte der Alte los. „Wenn Du kein Windhund, sondern ein verständiger Mensch wärst, so machtest Du die Tür von draußen zu und würdest nicht auch noch einen alten Mann ärgern."

Das war nun allerdings etwas viel gesagt und da in den letzten Worten nicht mehr der Polterton vorherrschte, sondern eine gewisse Wehmut, sagte der Windhund ernst: „Herr Kapellmeister, niemals würde es mir in den Sinn kommen, Sie zu ärgern, dazu verehre ich Sie viel zu sehr und dazu lieben wir, ich und Eva Sie zu sehr. Ich werde also draußen auf Eva warten. Ich bitte nur diese Komposition — sie ist von mir — Eva zu geben, wenn ich sie verfehlen sollte. Ich hatte ihr mein neuestes Werk in Klavierauszug versprochen."

„Schon gut, wird was rares sein," brummte der Alte, „Du und Komposition, so viel wie Du können wir noch alle Tage."

„Wer weiß," meinte Walter im Hinausgehen, „das Ansehen ist das Ding immerhin wert."

Der Alte wanderte, als er allein war, auf und ab, immer wieder seine Lage bedenkend. Schließlich fiel sein Blick auf die Noten, die er bereits vergessen hatte. Mechanisch öffnete er den Bogen und geistesabwesend sah er auf die Komposition. Dann fiel sein Auge auf den Titel, der in schöner klarer Schrift lautete: „Kaisermarsch."

„Was," schrie der Alte, aus seinem Sinnen erwachend, „Kaisermarsch, so 'ne Frechheit!"

Und wie seine Blicke weiter über den Bogen streifen, sah er, daß noch nicht einmal ein Komponist angegeben war.

„Na ja", brummte er, „der darf es ja noch nicht. Wird schon was rares sein."

Immerhin hielt er es der Mühe wert, das Ding durchzusehen. Größer und größer wurden seine Augen, als er die Noten las und dröhnend schlug er auf den Tisch, als er jetzt zu Ende war, ausrufend:

„Heiliges Kanonenrohr, das ist ja aber großartig, das ist ja ein Prachtwerk, das sich vorzüglich machen muß. Das

---

sehen konnte, mußte er, der dann keine irdischen Wünsche, keine egoistischen Gedanken mehr in sich trug, nicht glücklich darüber sein, sobald es ihm gelang, die Braut über seinen Verlust zu trösten und ihr noch ein wahres Wohl auf der Erde zu bereiten?

Der Landrat und seine Gattin zeichneten den Rittmeister aus, das war klar und auch natürlich: er war der beste Freund ihres Sohnes gewesen und hatte seine letzten Worte gehört, ihnen auch die letzte Kunde überbracht. — Sehr bald gewahrten sie, mit welcher zarten Rücksicht Hallach sich der verlassenen Braut näherte; es blieb ihnen auch nicht lange fremd, daß er die ehrlichsten Absichten gegen sie hegte und eine wahre Liebe für sie sein Herz mehr und mehr zu erfassen begann.

Mit der größten Aufmerksamkeit beobachteten sie Valeska.

Sie sahen, daß sie höflich und freundlich mit dem verwundeten Offizier verkehrte; aber nichts in ihrem Benehmen deutete an, daß sie irgend welche wärmeren Empfindungen für den Freund ihres Verlobten im Busen trage.

Ob diese Einsicht die Eltern des Geschiedenen befriedigte?

Ach, vielleicht hätte es ihnen wohl getan, wenn sie zu der unwiderleglichen Ueberzeugung gekommen wären, daß Valeska bis an ihr Lebensende dem Verlobten Treue bewahren werde; andererseits beklagten sie auch aufrichtig das Geschick des noch so jungen Mädchens; und als sie mehr und mehr einsahen, wie ernstlich Hallach sich bestrebte, das besondere Wohlwollen Valeskas zu erringen: tauchte sogar der Wunsch in ihnen auf, es möge ihm gelingen, die Liebe der letzteren zu gewinnen und ihr vollen Ersatz für den Gemordeten bieten zu können.

So schwanden Wochen dahin.

Hallach war beinahe gänzlich wieder hergestellt; er dachte daran, sich als gesund zu melden und sein Regiment, welches noch in Frankreich kämpfte, von neuem aufzusuchen.

Eines Abends, im traulichen Kreise auf dem Schlosse zu Lingen sprach er diese Absicht aus.

Valeska wandte sich voll Wärme an ihn und bat, doch noch zu bleiben, da er gewiß viele durch sein neues Scheiden betrübte.

Beglückt wollte der Rittmeister eine Erwiderung abgeben, die dem jungen Mädchen unzweideutig sagen mußte, was er für sie im Herzen trage; aber er hielt die Gelegenheit nicht für geeignet und bezwang sich.

Die Frau Baronin glaubte in der Bitte Valeskas und ihrem ganzen Wesen, das namentlich viel herzlicher gegen den Rittmeister wurde, nachdem sie gehört, was er in nächster Zeit vor hatte, zu lesen, daß sie die innigste Teilnahme, wenn nicht schon Liebe für ihn im Herzen empfinde; und wenn dabei auch ein schmerzliches Gefühl in der Erinnerung an den Erblichenen sie beschlich, — ach, seufzte es in ihr, wie bald wird oft der edelste Tote vergessen, — blieb sie weit entfernt, Valeska einen Vorwurf zu machen; im Gegenteil; sie nahm sich vor, alles zu tun, was in ihren Kräften stehe, um dem jungen Mädchen zu einem wahren Wohl zu verhelfen; schloß sie doch, das Erich solch Tun nur glücklich stimmen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, dasselbe zu ergründen.

Und als Valeska am folgenden Tage bei ihren Eltern in Berlin verweilte, während der Rittmeister seinen Besuch in Lingen abstattete, und ihre Abwesenheit schon allein Veranlassung gab, sie zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen; Hallach aber hierbei offen und ehrlich blicken ließ, wie teuer ihm das liebliche Wesen geworden und daß er nicht nach dem Kriegsschauplatze zurückkehren könne, ohne sich Gewißheit verschafft zu haben, ob er je die Stelle in ihrem Herzen wieder einnehmen könne, die Erich gewidmet gewesen: stimmten die Eltern des letzteren ihm aufrichtig bei, lobten ihm das junge Mädchen als ein Muster von Tugend, Herzensgüte und allen wertvollen Eigenschaften; versprachen ihm auch, ihn bei ihr zu vertreten und darauf hinzuwirken, daß er seines Sieges über ihr Herz gewiß sein dürfte.

In glücklichster Stimmung verließ der Rittmeister das Schloß; er hegte jetzt die bestimmte Hoffnung im Herzen, eines der herrlichsten Geschöpfe der Erde bald sein nennen zu können; die trauernden Eltern aber meinten, daß sie ganz recht handelten, wenn sie Valeska zuredeten, die Werbung des Rittmeisters anzunehmen und sich nicht für die Ewigkeit dem Gram um den Geschiedenen in die Arme zu werfen, — sie war ja noch so jung und so berechtigt zu des Lebens Freuden, hatte erst so wenig von dem Glück und der Wonne des Daseins genossen, daß es ihr wohl zu gönnen war, wenn sie für die letzte Zeit des schmerzlichsten Kummers entschädigt wurde. Sie, die Eltern, die das Greisenalter erreicht hatten, ersehnten sich nur noch ein baldiges seliges Ende, um mit dem Vorangegangenen wieder vereint zu werden.

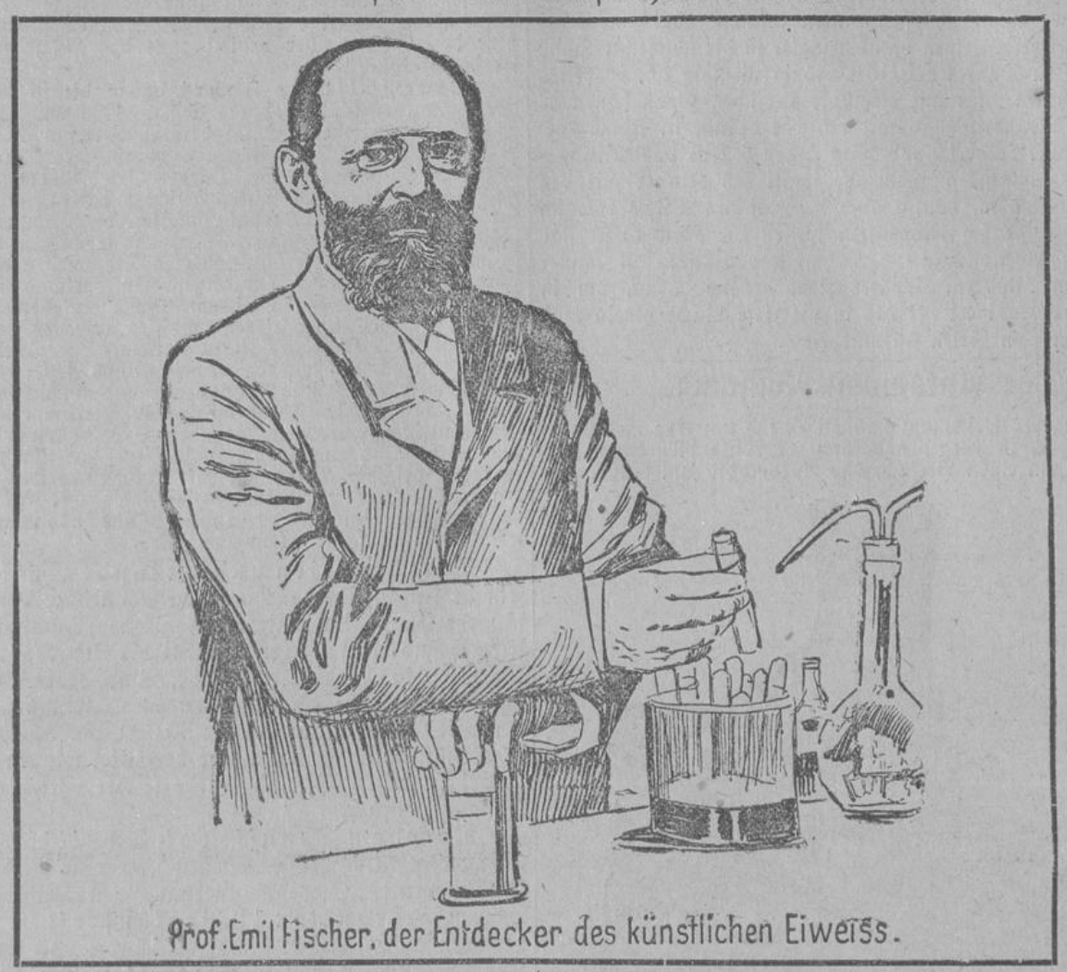
Valeska hatte nicht die leiseste Ahnung, was während ihrer Abwesenheit vom Schlosse in demselben über sie verhandelt wurde. Voll kindlicher Liebe schmiegte sie sich an die Eltern; und als die Mutter weinend zu ihr sagte: „Meine Tochter, ich schwebe jetzt immer in Sorgen um Dich, auch fühle ich mich manchmal recht leidend und möchte Dich so gern wieder um mich haben, wenn ich nicht fürchtete, Dir damit zu schaden," antwortete sie, nachdem sie die Mutter herzlich geküßt: „Ich komme wieder! Lasse mich nur heute noch zurückgehen, mein Mamachen, bald bin ich für immer wieder an Deiner Seite!"

Beilage zu Nr. 4.

Die Abenteuer eines deutschen Deserteurs in China.

Einen seltenen Fall behandelte, wie dem „Berl. Tagebl." geschrieben wird, das Kriegsgericht der 33. Division in Metz. Die Anklage warf dem Musketier Siwa von der zweiten Kompanie des 130. Infanterieregiments vor, nach seiner Desertion von der Truppe in der Nacht zum 2. April zu Yi-Tse in der chinesischen Provinz Yünan den chinesischen Polizeisoldaten Lienchun-ting vorsätzlich, aber nicht mit Ueberlegung getötet zu haben. Der Angeklagte gibt zur Sache an, daß er vom 130. Regiment wegen schlechter Behandlung desertiert sei. Er habe sich gegen ½4 Uhr morgens aus der Kaserne im Drillichanzug entfernt und sei nach Frankreich geflohen. Dort trat er in die Fremdenlegion ein und wurde nach Algier expediert. Nach 2 Jahren wurde er nach Tonkin, der asiatischen französischen Besitzung, versetzt. Da ihm das Leben in der französischen Fremdenlegion jedoch verleidet war, desertierte er am 1. Dezember 1904 mit vierundvierzig anderen Legionären über die Grenze nach der chinesischen Provinz Yünan. Hier fand er Arbeit bei der Societe des ehemis de fer de Yünan und wurde Aufseher. Sein Aufenthaltsort war Ta-lung-l'au. Als er am 1. April 1905 einen Kameraden besuchte, kam zu ihm der Oberaufseher Labadie. Dieser erzählte ihm, daß ein Italiener mit seiner Frau angekommen sei. Das Gepäck brächte aber erst eine Karawane nach. Zwei chinesische Polizeisoldaten habe er bereits fortgeschickt, um die Karawane aufzusuchen, aber keiner komme wieder. Dieses Gespräch fand zwischen 10 und 11 Uhr abends statt. Labadie ersuchte Siwa, der sich dort unter dem falschen Namen Staniczewski aufhielt, mitzugehen, und das Gepäck zu suchen. Siwa war dazu bereit, Labadie gab dem chinesischen Polizeisoldaten Lien-chun-ting den Befehl, Siwa mit einer Laterne zu begleiten. Da aber der chinesische Polizeisoldat scheinbar wenig Lust zeigte, die Exkursion weiter mitzumachen, so nahm ihm Siwa die Laterne ab, um weiterzugehen. Beim Kilometerstein 260 habe Siwa den Polizisten, weil er sich über die Renitenz des Polizeisoldaten geärgert habe, und weil dieser dem ausdrücklichen Befehle des Oberaufsehers Labadie ungehorsam gewesen sei, am linken Arme angefaßt, und ihm gesagt, er solle vorangehen. Der Polizeisoldat habe ihm darauf mit der Faust ins Auge geschlagen. Siwa will nun einige Schritte zurückgesprungen sein, und, da der Polizeisoldat wieder auf ihn zukam, den Revolver gezogen und ihn erschossen haben. Das Kriegsgericht verurteilte den Angeklagten Siwa wegen Totschlags unter Zubilligung mildernder Umstände zu 2½ Jahren Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes.

Der Erfinder des künstlichen Eiweis.



Prof. Emil Fischer, der Entdecker des künstlichen Eiweiss.

Von allen Nahrungsmitteln, die der menschliche Körper zu seiner Unterhaltung braucht, ist das Eiweis die Hauptsache; wie der bekannte Physiologe Professor Pfeiffer sagt, die Quelle aller Muskelkraft. Es ist daher von jeher das Bestreben unserer Gelehrten dahin gegangen, über die Zusammensetzung dieses so wichtigen Bestandteiles unserer täglichen Nahrung näheres in Erfahrung zu bringen. Bisher aber hat die Natur sich auch hier so wenig absehen lassen, wie in so vielen anderen Fällen; denn wäre es möglich, Eiweis auf künstlichem Wege herzustellen, so würde dadurch ein völliger Umschwung in der gesamten Ernährungsweise des menschlichen Körpers insofern hervorgerufen werden, als die uns jetzt so nötige Fleischnahrung dadurch mit einemmal zum größten Teil entbehrlich werden dürfte. Professor Emil Fischer, der Vorstand des ersten chemischen Instituts der Universität Berlin, hat das große Verdienst errungen, zum erstenmal eine Zerlegung des natürlichen Eiweises in mehrere Bestandteile zu Wege zu bringen; er hat diese einzelnen Bestandteile fixiert und es ist ihm gelungen, sogar einzelne dieser Bestandteile auf künstlichem Wege herzustellen, sodaß er damit einfache Eiweiskörper hervorbringen konnte, denen er den Namen „Polypeptide" gegeben hat und die eine große Anzahl der Eigenschaften besitzen, welche für die eigentlichen Eiweiskörper in der Natur charakteristisch sind. Ueber die gewaltige Bedeutung dieser Entdeckung werden wir uns dann erst klar werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir durch diese künstliche Nahrung von Mißernten, Seuchen 2c. nicht getroffen werden können, und daß Hungersnot dann zu den überwundenen Standpunkten gehören dürfte.

Die Frau im belagerten Port Arthur.

Während die Urteile über die militärisch-praktische und moralische Bedeutung der Rolle, die General Stössel in Port Arthur während der Belagerung gespielt hat, weit auseinander gehen, sind alle kompetente Stimmen darin einig, daß dem charitativen Wirken seiner Frau während des schweren Halbjahres das rückhaltloseste Lob gebührt. Man kann sich denken, daß nicht gerade alle in Port Arthur anwesenden weiblichen Personen in sich den Trieb oder die Fähigkeit fühlten, den Schrecken des Krieges in seinen unmittelbaren Folgen, den furchtbaren Verwundungen, durch Teilnahme an der Verwundetenpflege, näher zu treten. In gewissem Sinne aber wurden sie dazu gepreßt. Die Krankenschwester Olga v. Baumgarten schreibt in ihrem unter dem Titel „Wie Port Arthur fiel" erschienenen Tagebuch (Straßburg, Josef Singer) aus der Belagerungszeit in dem Kapitel: Die Frau in Port Arthur: Der Soldat Harion Karatkewitsch. Neulich kam, so erzählt die Krankenschwester, ein großer magerer Soldat mit einem kleinen, roten, sonnenverbrannten Gesicht zu uns, um einen Freund zu besuchen. Er hat blachsblondes Haar, hellblaue lebenslustige Augen, eine Stumpfnase und einen winzig kleinen Mund. Ist es möglich, daß das ein Mann ist? denke ich. „Er sieht viel eher wie eine verkleidete Frau aus! Ich frage nach seinem Namen. „Hariton Karatkewitsch, Soldat des 13. Regiments. So sehr sich Hariton Mühe gibt, tief zu sprechen, so erkennt man doch an der Stimme sofort die Frau. Ich verstehe nur nicht, wie Sie in das 13. Regiment eintreten konnten?" „Wenn Sie wollen, Schwester, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen." Ich war neugierig darauf und sie begann: „Meine Mutter starb, als ich sechs Jahre alt war. Als ich älter wurde, zwang mich die Not, nacheinander verschiedene Stellen anzunehmen. Mit zwanzig Jahren habe ich mich verheiratet. Mein Mann hatte eine Wirtschaft an einer Station der chinesischen Eisenbahn. Wir hatten keine Kinder und deshalb einen kleinen Chinesenjungen adoptiert, den wir taufen ließen. Da brach plötzlich der Krieg mit Japan aus und zerstörte unser Familienglück. Mein Mann war Reservesoldat von 1893 und wurde zum 13. Regiment eingezogen. Zuerst blieb ich ruhig zu Hause und führte die Wirtschaft weiter. Im Februar machte ich mich auf, um meinen Mann zu besuchen. Vier Tage blieb ich bei ihm. Zu Haus hielt ich es jedoch nicht ohne ihn aus und beschloß, auf Ostern um jeden Preis wieder zu ihm zu gehen. In Charbin ließ man keine Frauen mehr nach Port Arthur. Ohne mich lange zu bedenken, schnitt ich meine Zöpfe ab und verkleidete mich als Kondukteur, und so

Das Gefecht bei Ovituo.

(Fortsetzung.)

Wieder verging eine halbe Stunde Marsches, aber in gehobener Stimmung, wenn auch lautes Sprechen unterbleiben mußte, aber an dem flotten Schritte merkte man wohl, daß sie vorwärts drängten. Man hatte die Wagenkolonne überholt und bog um eine Wegbiegung, als man vorn den Hauptmann im Gespräch mit dem Führer der Hottentottenvorhut erblickte. Er wandte sich um und winkte der Truppe, an der Seite des Weges zu halten. Im Nu waren die Leute vom Wege verschwunden und knieten mit hochgestellten Gewehren in dem Gebüsch.

Leutnant von Guttenberg als vorderster Offizier ritt vor.

„Sehen Sie, Guttenberg," sagte der Hauptmann, auf den niedrigen langgestreckten Höhenrand links vorwärts deutend, „besetzen Sie jenen Rand und halten Sie sich dort so lange, bis ich herumgegriffen habe und den Feind von rechts zurückwerfe. Gehen Sie mir aber nicht weiter vor und setzen Sie sich nicht zu sehr aus, denn ich kann Ihnen nur die Wagenbedeckung lassen. Meine Reserve wird dort geradeaus an jener Spitze stehen. Sind wir uns klar?"

Guttenberg hatte ruhig und aufmerksam zugehört, als ob es sich um ein Scheingefecht handelte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete er jetzt. „Ich soll diesen Rand besetzen und halten, bis das andere von rechts herumgreift. Die Reserve wird an jener Spitze sein — und Herr Hauptmann selbst?" setzte er fragend hinzu.

„Bis angegriffen wird, werde ich ebenfalls dort sein, dann aber in der Mitte zwischen Ihnen und der Hauptabteilung. Der Feind soll stark sein und gute Deckung haben, also wäre Sturm Unsinn. Also dann vorwärts, Guttenberg!"

„Zu Befehl!" und der Leutnant wandte sein Pferd, winkte seinen Zug heran und zog am Hauptmann vorüber, der wieder mit ernstem, klarem Auge einen jeden Mann musterte.

Der Marsch führte den Hügel hinab, dann durch eine breite Senkung. Ueberall standen über mannshohe Dornbüsche so dicht nebeneinander, daß sich der Zug in vier Streifen teilte, welche zu einem hinter dem anderen sich schlängelnd einen Weg bahnten. Der Leutnant hatte als erster den zugewiesenen Höhenrand erreicht. Er sprang vom Pferde, ließ dieses unbekümmert stehen und erstieg den Hügel zu Fuß, um Umschau zu halten. Oben angelangt, vermochte er kaum hundert Schritte ins Vorgelände zu sehen, so dicht war der Busch.

Was war hier zu machen? Er überlegte einen Augenblick. Von hier aus zu schießen, war fast unmöglich, allerdings konnte man auch nicht getroffen werden, aber eine Verbindung mit dem Rest seiner Truppe in diesem Dickicht zu halten, das war undenkbar. Also noch etwas weiter vor! Hundert Schritte weiter war es nicht viel besser, aber man vermochte wenigstens an einzelnen Stellen durch die Büsche hindurch einen überhängenden Rand zu erblicken, welcher auf ungefähr 800 Meter Entfernung die mutmaßliche Stellung des Feindes sein konnte. Da — Simm — Simm! Und noch einmal „Fuit!" verbunden mit einem kurzen, trockenen Knall, und drei Geschosse sausten über Guttenbergs Kopf dahin.

Also richtig! Da oben saßen sie, obgleich nicht zu erkennen gewesen, woher die Schüsse gekommen waren. Der Leutnant duckte sich nieder, wartete ein wenig, ob noch mehr solcher metallischer Begrüßungen kommen würden, und pfiff, als alles ruhig war, seinen Zug zu sich heran.

Wie die Mäuse kamen sie unter den Büschen — welche unten schmäler waren als an der sich verbreitenden Krone — hindurchgekrochen und verteilten sich zu beiden Seiten des Zugführers in loser Schützenlinie, indem sie, auf der Erde liegend oder sich vorsichtig aufrichtend, versuchten, Ueberblick zu gewinnen.

Der Offizier suchte noch lange umher, ob sich nicht irgendwo in der Nähe eine bessere Stellung böte, aber vergebens. Es war überall gleich unübersichtlich. Guttenberg beauftragte nun einen Mann mit der Beobachtung des rückwärtigen Geländes, um einen Ueberfall von hinten auszuschließen, und schärfte den Rotten seiner rechten und linken Flanke ein, mehr zu beobachten als zu schießen. Dann kehrte er zu der Mitte zurück, welche ihm noch die beste Uebersicht zu gewähren schien, und wartete ab, was da kommen würde.

„Ratte, sagte er zu seinem Trompeter, welcher als Schütze in seiner Nähe lag, „Sie halten sich immer neben mir für den Fall, daß ein Signal nötig wird."

„Jawohl, Herr Leutnant," gab Ratte zurück, während er sich mit dem Seitengewehr an den untersten Stangen der Büsche vorbei einen Weg für das Auge zu bahnen suchte. Allerdings konnte man, flach am Boden liegend, noch am besten sehen, und dem Geschoß boten sich weniger Hindernisse, aber mehr als hundert bis zweihundert Meter weit war nichts als Dickicht zu sehen.

So lag die kleine Schar lange — viel zu lange für ihren Feuereifer und ihre Ungeduld, aber am Ende war es besser so; sie gewannen Ruhe und Besonnenheit für die bevorstehende Arbeit.

Beng! Beng! und Simm! pfiff es plötzlich wieder durch die mittägliche glutheiße Stille. Es schien aber nicht, als ob diese blauen Bohnen an unsere Freunde hier oben gerichtet waren, denn sie gingen viel weiter und höher.

Guttenberg erhob sich vorsichtig, schaute umher, seinem guten Jägerauge vertrauend, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, falls die Sonnenstrahlen im Glase seines Feldstechers spielten. Die Schüsse kamen wohl von der gegenüberliegenden Höhe, und er glaubte auch die unregelmäßige Linie ihres Ursprungs zu erkennen, aber sie galten nicht seinem Zuge, sondern anscheinend der sich nach rechts ziehenden Hauptabteilung. Also da galt es zu handeln, denn er sollte ja den Feind beschäftigen, bis die Umgehung ausgeführt worden war. Guttenberg gab also den zwischen ihm und seinen Leuten verabredeten kurzen Pfiff und erklärte sodann:

„Leute, da oben an der Höhe sitzen die Kaffern. Paßt mal gut auf, von wo die Schüsse ausgehen. Sie schießen auf

gelang es mir, bis nach Talienwang zu kommen, wo das Regiment meines Mannes stand. Die erste Zeit trug ich dort Frauenkleidung, als aber das Regiment nach Kintschao aufbrach, legte ich mit Erlaubnis des Regimentschefs Uniform an. Ich erhielt eine Flinte und Patronen und nannte mich anstatt Haritina: Hariton." „Und wo sind Sie jetzt, doch nicht mit den Soldaten in den Laufgräben?" „Nein, Schwester; mein Mann wurde am 6. August am Eckberg verwundet und liegt im sechsten reservierten Hospital. Ich bin nun ebenfalls als Sanitätssoldat dort, helfe die Verwundeten ins Verbandszimmer tragen und sehe auch nach den Kranken. Aber es hat mir im Kriege besser gefallen, ich möchte wieder kämpfen. Sobald es meinem Mann etwas besser ist, gehe ich wieder in den Kampf." Und sie hat auch wieder gekämpft! Zwei Monate später, im Oktober, kommt mittags ein Jäger ins Hospital, wo Olga v. Baumgarten Dienst hatte. Er hat in derselben Kompanie wie Frau Karatkewitsch gedient. „Ja, Schwesterchen," erzählte er, „ich war mit ihr zusammen in der siebenten Kompanie. Wir nannten sie immer Hariton und vergaßen ganz, daß sie eigentlich eine Frau war; sie war so tapfer und hat uns durch ihr Beispiel immer angefeuert. Sie starb den 3. Oktober. Ihr Tod war kein beneidenswerter. Die Japaner beschossen alle Positionen des Zentrums von der Kurganbatterie bis zum Fort Nr. 7. Wir liefen alle, um uns in Blindagen zu verbergen. Kaum hatten wir Zeit, um uns in unserem Verstecke zusammenzukauern, als eine 11zöllige Granate hereingeflogen kam und explodierte. Wir lagen alle da mit Staub bedeckt, und Haritons Körper war in kleine Stücke zerrissen. Man konnte nur noch die Füße finden."

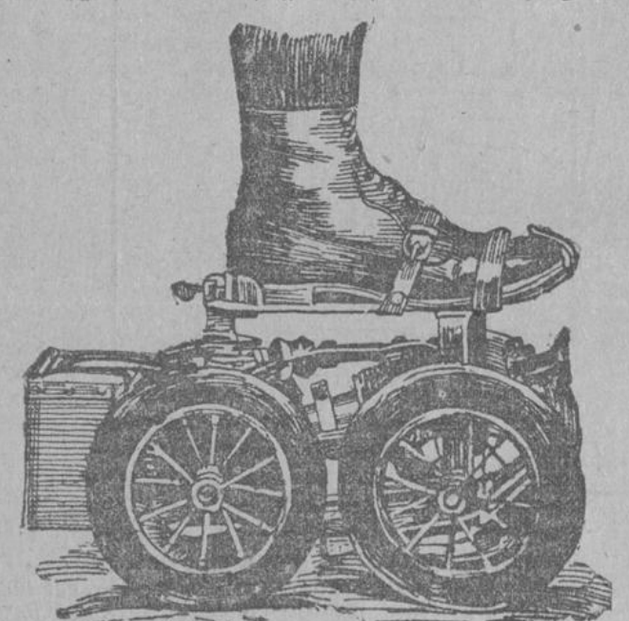
Aus dem Leben gekrönter Häupter.

Allerlei Küchen-Anekdoten werden in der „Kölnischen Volkszeitung" erzählt: König Friedrich I. von Preußen erließ am 12. Februar 1718 eine neue Gesinde-Ordnung, worin es heißt: daß einer Köchin, die gut kochen und braten kann, 8 bis 12 Taler im Jahre gezahlt werden sollen; denn sie aber mit Pasteten und Backwerk zugleich umgehen kann, und so gut als ein Koch bestehen, soll sie 14 bis 18 Taler erhalten. Eine Magd, die zum Nähen, Waschen und zur Hausarbeit gebraucht wird, soll hingegen nur 8 bis 9 Taler haben, und ein Kindermädchen 6. Ferner diktierte der König, daß man dem Gesinde wohl ein oder zwei Taler zu Weihnachten oder zu Neujahr geben dürfe, aber darüber nichts, es bestehe, worin es wolle und unter was für einem Vorwand es geschehe. Wer sich trotzdem Ueberschreitungen erlaube, solle für jeden überzähligen Taler Lohn das erstemal 50 Taler, das zweitemal 100 Taler Strafe zahlen, und für jeden Groschen Geschenk einen Taler. — Ein großer Saucenkünstler wettete mit einem gewöhnlichen Koch, durch eine Sauce ein paar alte Wagengeschirre und seine Winterstiefel eßbar zu machen, und gewann die Wette. Das alte Lederzeug wurde durch vier Wochen in kaltes Wasser gelegt, täglich ein Dutzendmal frisches Wasser aufgegossen, dann immer aufs neue das Leder gereinigt und endlich 14 Tage ununterbrochen in starker Bouillon gekocht, unter das Hackwesser gebracht und in einer pikanten Burgundersauce vortrefflich gefunden. — Die Hohenzollern hatten stets ganz besondere Vorliebe für Suppen. Friedrich der Große ließ sich aus Wild, Geflügel usw. die stärksten Brühen kochen, denen er dann selbst noch Muskat, Pfeffer, Ingwer und dgl. zusetzte. Kaiser Wilhelm I. genoß täglich zwei Teller Bouillon, die nach ganz bestimmter Vorschrift seines Leibarztes Dr. v. Lauer für ihn bereitet wurde. Zu dieser sollen 12 Pfund Rindfleisch, 2 Tauben und 2 Hühner verwendet worden sein. Die große Rüstigkeit und Frische, die der Kaiser noch in hohem Alter besaß, soll von dieser Kraftsuppe hergerührt haben.

König Friedrich August von Sachsen und sein Tagewerk. Aus Dresden wird geschrieben: König Friedrich August ist ein Frühaufsteher. Schon um 6 Uhr morgens erhebt sich der König vom Lager. Um dieselbe Zeit verlassen auch die Prinzen das Bett. Sie nehmen ein Bad und verrichten dann gemeinsam mit dem Vater ihre Morgenandacht. Danach wird gemeinschaftlich das Frühstück eingenommen. Punkt 8 Uhr beginnt für die Prinzen der Unterricht, an welchem einige Kameraden aus Adelskreisen teilnehmen. Er dauert bis 12, bezw. 1 Uhr. Der König erledigt inzwischen Regierungsgeschäfte und erteilt in den späteren Vormittagsstunden Audienzen. Nach denselben findet die Erholungsausfahrt mit den Prinzen statt, welche entweder den Großen Garten oder die Dresdener Heide zum Ziele hat. Hier promeniert der König mit seinen Söhnen ohne alle polizeiliche Beaufsichtigung in ungezwungener Weise unter den Spaziergängern. Zuweilen pflegt er auch einige Personen anzusprechen, und die Prinzen eilen, wenn dies Bekannte sind, nach fröhlicher Kinderart auf sie zu. Auch der einfache Waldarbeiter wird nicht selten vom Könige nach seinen Verhältnissen befragt, und schon manchesmal hat der Monarch einem alten Manne oder einem bejahrten Mütterchen einen blanken Taler in die schwielige Hand gedrückt. Den Dank wartet der König niemals ab, er pflegt sich in solchen Fällen mit einem freundlichen Gruß schnell zu entfernen. Nachmittags gönnt sich der König in seinen Gemächern einige Ruhe. Dann wird gegen 5 Uhr das Mittagsmahl eingenommen, an dem die sämtlichen Kinder mit den nächsten Hofstaaten, häufig auch die Königin-Witwe Karola, teilnehmen. Nur bei Galatafeln speisen die Kinder für sich. Die frühen Abendstunden verbringt der König fast immer unter seinen Kindern. Später zieht er sich zurück, um in seinem Arbeitskabinett oft bis in die tiefe Nacht hinein noch ganze Stöße von Akten aufzuarbeiten.

Der Automobil-Rollschuh.

Bei unserer Zeichnung handelt es sich um eine „selbstverständlich" noch in der Praxis nicht erprobte Neuerung. Es handelt sich um einen Versuch, das Automobil zum Allgemein-



gut zu machen. Man will mit der bereits patentierten Erfindung den Rekord der Billigkeit im Automobilbau schaffen; gleich dem Rollschuh soll das neue Automobil nicht nur ein Sportartikel werden, sondern hauptsächlich praktischen Zwecken dienen. Wir gestatten uns, vorläufig, hinter diesen Gedanken noch ein Fragezeichen zu setzen. Der Rollschuh, auf den man einst so große Hoffnungen setzte, ist kaum darüber hinausgekommen, den Kindern ein Spielzeug zu sein. Und der neue Automobilrollschuh scheint dazu noch gewisse Gefahren zu bergen. Denn, wehe, wenn er losgelassen, und wenn die Regulierung der Geschwindigkeit, welche der Fahrer durch zwei in der Hand gehaltene Drähte regeln soll, versagt. Oder es kann eines der beiden erforderlichen Automobilchen plötzlich seine Mucken bekommen, und stehen bleiben wollen, das andere aber nicht und jeden Zwiespalt zwischen den Vehikeln wird der Fahrer durch eine neue intime Bekanntschaft mit dem Straßenpflaster zu büßen haben. Eine glänzende Zukunft vermögen wir daher dieser Erfindung nicht voraussagen.

Allerlei.

Prinz Eitel Friedrich als Rittergutsbesitzer. Eine interessante Nachricht kommt aus dem Kreise Isenhagen bei Celle. Das Rittergut Steinhorst, Eigentum des Oberleutnants Freiherrn Wilhelm v. Hammerstein zu Berlin, soll an den Prinzen Eitel Friedrich verkauft worden sein oder die Kaufverhandlungen sollen schweben. Das in Steinhorst — einem Dorfe, das so recht noch den Typus einer alten niedersächsischen Siedelung trägt — gelegene Rittergut ist nur kurze Zeit das Tuskulum des Ministers des Innern v. Hammmerstein gewesen. Er hatte sich vor fünf Jahren das alte einfache Bauernhaus für seine Wohnzwecke ausbauen lassen. Das Aeußere des Hauses aber behielt ganz das Aussehen der Häuser der Heidhöfe.

Eine schlimme Fahrt haben die in Warnemünde angekommenen Torpedoboote S 31, S 32 und S 35 gehabt. Die Boote verließen am Donnerstag Kiel, um in See in der Richtung nach der Insel Rügen zu manövrieren. Am Donnerstag abend ankerten sie bei Tarßer Ort. Nachdem die Boote am Freitag früh die Anker gelichtet hatten, erhob sich ein furchtbarer WNW. Deshalb mußten die Fahrzeuge Warnemünde anlaufen. Die ganze Fahrt war furchtbar. Von der bis in die innersten Tiefen aufgewühlten See wurden die Torpedoboote, die dem kleinen Typ angehörten, fortwährend hin- und hergeworfen, sodaß sich niemand an Deck bewegen konnte. Diejenigen, die an Deck sein mußten, wurden festgebunden, um nicht über Bord gespült zu werden. Der Oberfeuerwerksmaat von S 35 wurde dermaßen hingeschleudert, daß er eine schwere Kopfwunde davontrug und nach Kiel transportiert werden mußte. Durch die in den Heizraum hinabstürzenden Backisten wurde ein Heizer von S 32 am Kopf verletzt, das halbe Ohr wurde ihm abgerissen. An Bord des S 32 war die gesamte Besatzung, mit Ausnahme des Kochs, seekrank. Die Leute versichern, es sei eine Fahrt auf Leben und Tod gewesen. Nur mit der größten Mühe habe man in Warnemünde die Einfahrt gewinnen können.

Betrügereien und Urkundenfälschungen. Ein in Hohenfelde bei Hamburg wohnender Fuhrherr, der längere Jahre Baumaterialien für den Hamburger Staat lieferte und ein früherer Assistent der Baudeputation wurden Dienstag morgen, wie der „Hamb. Korr." meldet, wegen verschiedener Betrügereien und Urkundenfälschungen verhaftet. Der Staat soll um 50 000 Mark geschädigt sein. Der Assistent schoß sich, als er verhaftet werden sollte, eine Kugel in den Kopf und wurde schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht.

Nach dem Genusse von Schnittbohnen und Schwartbohnen, welche Speisen aus dem Restaurant des Etablissement „Siebenmännerhaus" in Leipzig geliefert wurden, erkrankten 18 Verkäuferinnen des Modewarenhauses Polsch, einige so schwer, daß sie nach dem Krankenhaus gebracht werden mußten. Die Untersuchung ist im Gange. Die vorhandenen Speisereste und Schnittbohnen in Büchsen wurden beschlagnahmt.

Eisenbahnzusammenstoß. Dienstag abend 6,15 Uhr fuhr auf dem Bahnhof Kranichstein ein mit Kies beladener Arbeitszug infolge Ueberfahrens des Ausfahrtssignals einer Rangierabteilung in Flanke. 5 Wagen sind signals einer Rangierabteilung in die Flanke. 5 Wagen sind entgleist. Der Lokomotivführer des Arbeitszuges ist durch Schreck in Krämpfe verfallen und ins städtische Krankenhaus Darmstadt verbracht worden.

Nach den Flitterwochen. Einem Industrieritter war die Tochter einer reichen Berliner Familie in die Hände gefallen. Der Mann hatte es verstanden, das Mädchen so für sich einzunehmen, daß es bei den Eltern, trotzdem diese sich anfangs weigerten, die Einwilligung zur Heirat durchsetzte. Nach kurzen Flitterwochen aber kam die bittere Enttäuschung. Trotzdem ertrug die junge Frau zwei Jahre lang schweigend ihr Martyrium. Sie mußte sehen, daß ihr Mann die ihr von den Eltern ausgesetzte Jahresrente und einen großen Teil ihrer Mitgift vergeudete. Damit aber noch nicht genug; er vernachlässigte sie nicht nur, sondern mißhandelte sie auch. Endlich überwand die Aermste die begreifliche Scheu und entdeckte sich ihren Eltern. Diese beauftragten ein Berliner Detektivinstitut mit der Beobachtung des sauberen Ehemannes, und nun ergab sich, daß dieser mit einer Kunstreiterin in der Charlottenstraße in Saus und Braus lebte, während er seiner Frau vorgeredet hatte, daß er eine große Reise unternehmen müssen. Eine Detektivin befreundete sich mit der Kunstreiterin, und so lieferte diese selbst das unantastbare Material, aufgrund dessen die Ehe geschieden wurde.

Ein Opfer seiner Erfindung wurde der Schlossermeister Labes in Hohensalza. Labes hatte einen neuen Gasstubenwärmer erfunden, der an jede Gasleitung angeschlossen werden kann. Sonntag machte er den ersten Versuch in seinem Kontor, der ihm das Leben kosten sollte. Als er längere Zeit hindurch unsichtbar blieb, suchten Angehörige ihn im Kontor auf, wo sie ihn und seinen Hund tot auffanden.

Zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde vom Schwurgericht zu Mannheim der Schlosser Ueberle, der im Juli 1905 auf einem Spaziergang am Heiligenberg bei Heidelberg den Tapezierer Kunz erschoß und beraubte. Ueberle steht außerdem im Verdacht, den seit August aus Heidelberg verschwundenen Engländer Thomas Reyd ermordet zu haben.

Eine Hochzeit im Löwenkäfig fand unlängst zu Paris in einer Menagerie statt. Eine Löwenbändigerin reichte einem Kollegen die Hand zum ewigen Bunde, und in dem großen Löwenkäfige wurde die Zeremonie der Trauung, die später vor dem Standesbeamten stattfinden sollte, vorgenommen. Die Bändigerin betrat mit ihrem Bräutigam in festlicher Kleidung den Käfig, wo zunächst die Ringe gewechselt wurden. Dann tranken sie auf ihr zukünftiges Glück ein Glas Champagner und tauften mit demselben Wein einen vor wenigen Stunden erst im Käfig geborenen kleinen Löwen. Sie umarmten beide das Tier und verließen darauf langsam den gefährlichen Ort. Die Bestien hielten sich scheu im Hintergrunde und schauten neugierig auf das Gebaren von Braut und Bräutigam.

Eine praktische Sitte herrscht in Norwegen; dort muß jede Braut, die zu heiraten gedenkt, ein Zeugnis aufweisen, daß sie kochen kann. Wenn das hierzulande verlangt würde!

---

unsere 4. Kompanie — also schießt Ihr mal! Langsam und nur wohlgezielt, sonst lieber nicht!"

Dann legte er sich, nahm selbst das Gewehr an den Kopf und feuerte nach langem Zielen. Ping! Pang! so ging es nun los, und bald klatschte es auch oben gegen die morschen Gneisblöcke, daß man die Splitter fliegen sah. Achthundert Meter war bei der klaren Luft Südafrikas eine geringe Entfernung, und man konnte wohl einen Wechsel im Feuer beim Feind beobachten, wenn es auch unmöglich war, Körperteile wahrzunehmen. Die Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten, und nachdem mehrere Schwirrer über dem ersten Zuge dahingeflogen waren, schlug mit hellem Klatschen das erste Geschoß in die umstehenden Büsche.

„Aha, sie haben uns!" scherzte der Leutnant. „Aber nur ruhig Blut und sicher zielen!"

Es mochten ungefähr zwei Stunden so im langsamen Hinüber- und Herüberschießen vergangen sein — ja zuweilen schlief das Feuer auch wohl ganz ein — als mit einemmale mit heftigem Prasseln die Geschosse hageldicht geflogen kamen, so daß alle sich platt zur Erde warfen, um sich zu decken. Zu sehen war gar nichts, und wenn auch anscheinend noch niemand verwundet war, trafen die Geschosse doch genau den Standort des Zuges. Ehe sich Guttenberg recht schlüssig werden konnte, was im Werke war, kam auch schon von Mund zu Mund vom linken Flügel her die Meldung:

„Sie kommen von links! Tadke verwundet!" — „Sie sind schon ganz nahe!"

Guttenberg erhob sich, um auszuschauen, vermochte aber nichts zu sehen und mußte sich vor dem Geschoßregen decken. Es war zweifellos, daß der Feind schon sehr viel näher gekommen war. Er versuchte anscheinend eine Umgehung von links, wie sie der Hauptmann auf der rechten Flanke unternahm.

Guttenbergs Leute schossen nun aufs Geratewohl am Boden hin, um sich wenigstens ihrer Haut zu wehren, und wirklich wurde auch das feindliche Schießen etwas schwächer. Dann kam aber wieder als Lauffeuer von Mund zu Mund die Nachricht: „Sie kommen näher! Sie sind schon ganz nahe!"

Guttenberg stand wieder auf, und richtig sah er einen großen grauen Hut, ein schwarzes Gesicht und etwas Rotes über den Büschen auf höchstens 300 Schritt auftauchen — dann ein Blitz, ein Krach — und Fit! fegte es ihm am Gesicht vorüber und riß ihn zu Boden. Aber nein! Es war nur der Hut gewesen, dessen Krempe zerfetzt war. Guttenberg war aber ein gewandter Schütze, und ehe der graue Hut wieder auftauchen konnte, traf ihn Guttenbergs Kugel, und er verschwand.

„Da, da liekt ja einer unten durch!" sagte Hucke sehr pomadig zu Ratte. „Soll ich ihn schießen?"

„Natürlich, Mensch! Sonst schießt er uns doch. Aha, da ist so ein Biest!" knirschte Ratte blutgierig und gab einen Schuß unter den Büschen durch ab, wo ihm ein wildäugiger Schwarzer gegenüber hockte.

„Herr Leutnant! Hinlegen!" rief Ratte in eifrigem Ton. „Sie schießen ja schon von unten. Decken Sie sich doch!"

Guttenberg lag auch bereits wie die anderen und feuerte Schutz auf Schutz in Ruhe ab.

„Voll Korn und aufsitzen lassen, Leute! Das sitzt!" sagte er, nachdem er zwei gute Treffer beobachtet hatte.

Das Feuer war ruhiger geworden, so daß man Zurufe vernehmen konnte, aber jede unvorsichtige Bewegung schien einen wohlgezielten Schuß vom Feinde zur Folge zu haben. Obwohl mehrere Feinde verwundet worden, vielleicht auch getötet waren, schienen ihrer doch immer mehr zu werden, und von halber zu halber Stunde rückten sie immer näher.

Der Leutnant, wenn auch äußerlich gefaßt, war innerlich doch ratlos. Die Kaffern hatten augenscheinlich seine schlechte Stellung als den schwächsten Punkt zum Angriff ersehen und wie sollte er sich gegen die bedeutende Uebermacht halten, wenn der erlösende Angriff des rechten Flügels noch lange auf sich warten ließ? Zuweilen traten lange, bange Pausen ein, in welchen die Gegner unsichtbar waren, und man desto mehr die drückende Schwüle und den üblen Geruch des rauchlosen Pulvers verspürte, der in dem eingeschlossenen Buschwerk lagerte.

Ratte schien die gleichen Gedanken wie der Leutnant gehabt zu haben, denn er rief diesem erregt zu: „Aber Herr Leutnant, die Kerls kommen verdammt nahe! — Was sollen wir denn machen?"

Und richtig tauchten auf kaum mehr als hundert Meter kauernde schwarze Gestalten im Schatten der Büsche auf, und die Geschosse pfiffen von neuem wie Hagelschlossen daher.

(Fortsetzung folgt.)

Fest preßt der Gerufene die Hand aufs Herz — in Gottes Namen, so sei es!

Die ersten Töne sind unsicher. Ach, jodeln konnte er wohl aus voller Lebenslust, doch nicht ums Geld.

„Du erleichterst Deinem Weibe die Sterbestunde, wenn Du ihr die letzte Bitte erfüllst." Dieser Gedanke hilft.

Der Saal erdröhnt von dem Jauchzen und Frohlocken seiner Töne, die sich glockenrein der gequälten Brust entringen.

„Bravo, bravo!" tönt es begeistert von den Anwesenden.

Herr von Perglas besteigt das Podium und schüttelt Jakob befriedigt die Hände.

„Das haben Sie brav gemacht, Jakob. Nun stärken Sie sich ordentlich, damit Sie später noch einmal auftreten können. Hier," dabei greift er in seine Brusttasche, „ist die versprochene Summe, ich hoffe, ich kann noch mehr für Sie bei meinen Freunden herausschlagen. Brander sagte mir, daß Sie unverschuldet ins Elend gekommen seien."

Jakob nimmt das Geld und verbeugt sich steif, dabei rollt ihm eine Träne in den Bart.

„Ein sonderbarer Heiliger, Euer Tiroler," sagt mit näselnder Stimme Baron Holm, „erst jodelt er und hernach wird geheult —"

„Gewiß, gewiß, das ist ja eben das Interessante an diesem Manne, auf jeden Fall ist er ein ausgezeichneter Komiker — wo ihn Perglas wohl aufgefunden hat?"

Zu weiteren Fragen ist keine Zeit, die Vorstellungen haben wieder begonnen, ein Witz schlägt den anderen.

Es ist spät, schon 2 Uhr. Jakob, der all die letzten Nächte von Sorgen nicht geschlafen hatte, ist todmüde. Bis er nach Hause kommt, ist es schon lichter Tag — wenn sich Lene nur nicht ängstigt, sie war des Nachts noch nie allein gewesen — dürfte er doch zu ihr eilen, ihr das viele Geld zeigen und ihr die letzte Sorge von der Stirn küssen.

„Jakob, nun ist die Reihe wieder an Dir?"

Noch kräftiger, noch jauchzender tönt es durch den Saal, es ist der Ausdruck eines dankbaren Herzens. Die Herren, die nun in animierter Stimmung sind, bemühen sich ihm nachzuahmen — er lockt sie, sie versuchen ihm zu antworten.

„Fünf Mark dem Jodler, wer gibt dazu?"

„Herr von Perglas hat es gerufen, von allen Seiten kommt Geld, ehe es sich Jakob versieht, hat er 80 Mark in der Hand. Ohne Aufforderung stellt er sich aufs Podium — ein Jodler, dessen sich kein echter Tiroler zu schämen gehabt hätte, erfüllt die Luft, dann aber versagt ihm die Stimme, geisterbleich wankt der Sänger aus dem Saal.

In Eile, mit zitternden Händen, tauscht er seine Kleidung um und läuft weg. In der frischen Morgenluft kommt er wieder zu klaren Gedanken, und da bricht der Mann in ein Schluchzen aus, als müßte ihm das Herz brechen.

Die Sonne kommt schon hinter den Bergen herauf und erfüllt den Himmel mit ihrem Lichte.

Auch in der Stube, in der Lene liegt, hat sich der blasse Schein des Morgenrotes verbreitet. Matt, mit kurzem, hastigem Atem liegt sie in den Kissen; ihre Augen sind nicht geschlossen, sie beleuchten mit ihrem dunklen Schein die blassen Wangen.

„Lene!"

Am Bette sinkt Jakob zusammen, seine Lippen suchen die wächsernen Hände seines Weibes, in welche der Tot schon seine Merkmale gezeichnet.

„Endlich!" haucht die Kranke, ein Strahl des einstigen Glückes zieht flüchtig über ihr Gesicht und verklärt es.

„Und ich komme nicht mit leeren Händen, ich bringe Geld, viel Geld!"

Mit hastigen Worten berichtet Jakob seinem Weibe das Erlebte.

„Und ich werde in Zukunft mein Talent verwerten, ich werde herumreisen von Ort zu Ort und werde Dir viel Geld heimbringen, Du wirst wieder gesund und —"

„Ich danke Dir, Jakob, für Deinen letzten Liebesdienst, ich weiß jetzt, daß Du mir eine schöne Ruhestätte bereiten wirst. Doch bleib' Deinem Gewerbe treu, in Dir steckt kein Komödiantenblut. Nimm das wenige, das wir noch haben, verkaufe es, und ziehe nach M., wo Dich Dein Direktor gewiß wieder gern aufnimmt. — Versprich mir das — Jakob — es ist meine — letzte Bitte —."

Ein kurzer Kampf tobt durch des Mannes Brust — wie verlockend stand seit den letzten Stunden der neue Beruf vor seinen Augen — dann legt er seine Rechte in ihre kalte Hand und sieht ihr fest in die brechenden Augen, indem er leise flüstert:

„Ich verspreche es Dir, Lene, Du bist mein guter Engel bis zu Deinem letzten Atemzug."

Stille ists im Zimmer, die Sonne flutet durchs Fenster, die ersten Strahlen beleuchten ein im Tode selig lächelndes Weib.

Buntes Allerlei.

Geistesgegenwart. Der berühmte, komische Schauspieler Michelot hatte viel unter den Intriguen seiner Kollegen zu leiden, sodaß er bei jedem Auftreten auf seinen Hut sein mußte. Einstmals hatte er in einem Lustspiele Molieres gerade seinen Diener auszuschelten, als die von seinen Gegnern bestochenen und bezahlten Beifallsklatscher ihn auszupfeifen begannen. Michelot aber geriet dadurch durchaus nicht in Verlegenheit; er gab dem Diener sogleich ein paar Ohrfeigen, die nicht in der Rolle standen und improvisierte: „Du infamer Schurke von einem Bedienten, an nichts denkst Du! Kannst es ruhig mit anhören, wie das Ungeziefer im Hause pfeift, und sorgst nicht einmal für Rattenpulver!" Die Wirkung dieser Geistesgegenwart war eine großartige; seine Gegner hörten überrascht auf zu pfeifen, und das Publikum brach in einen Beifallssturm aus. Seitdem wagte man es nicht wieder, den großen Schauspieler auszupfeifen.

Die moderne Köchin. Ueber eine charakteristische Verhandlung vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt berichtet das Neue Wiener Tagblatt: Ein Dienstvermittlungsbureau klagte auf Zahlung von 6 Kronen Vermittlungsgebühr für eine Köchin. Der Dienstgeber verweigerte die Zahlung, da er die Köchin schon nach zwei Tagen habe entlassen müssen. Er stellte durch die Zeugnisaussage seiner Frau und einer früheren Dienstgeberin fest, daß die Köchin folgende liebenswürdige Eigenschaften besaß: Erstens warf sie die Frau aus der Küche hinaus, zweitens rauchte sie während des Kochens Zigarren(!), drittens zerschlug sie das Geschirr, weil es ihr nicht gefiel, viertens erklärte sie, jetzt nicht kochen zu wollen, weil sie — Schlittschuhlaufen gehen wolle!! Der Richter fand, daß der Beklagte berechtigterweise diese „moderne" Köchin entlassen habe, und daß er nicht verpflichtet sei, das Vermittelungshonorar zu zahlen, da sie nicht den Ansprüchen des Dienstgebers genügt.

Bilderrätsel.



Verantwortlicher Redakteur Heinrich Hundt in Hattingen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

№ 4. Hattingen, den 25. Januar. 1906.

Das Welfenschwert.

Kriminal-Erzählung von Georg Kirchner.

Fortsetzung.

„Wie bei dieser Kneiperei, die Egon seinen Freunden dort unten gab, der Abdruck vom Säbelknauf zustande kam, wird Ihnen Egon früher oder später erzählen, genug, das Siegel ist vorhanden und befindet sich in meiner Verwahrung, aber der Säbel, der im Zimmer des Herrn Barons gehangen hat, ist leider nicht aufzufinden, denn der vom Gericht beschlagnahmte ist ein anderer und eben der, von dem der von mir entdeckte Abdruck auf der Stollenhöhle herrührt. Er muß seinem Träger, und das war Ilsing zweifellos, dort durch irgend einen Zufall entglitten sein, wodurch sich die Inschrift abprägte. Sie können sich denken, daß mich die Frage nach der Herkunft dieses zweiten Säbels unaussprechlich quälte. Er muß dem von Ihrem Vater stets wie eine historische Reliquie behandelten Säbel täuschend ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, denn sowohl Ihr Hausarzt als ich haben ihn in der Hand gehabt und in der damaligen Aufregung nicht im geringsten daran gedacht, eine andere Waffe in der Hand zu haben — es lag kein Grund dazu vor! Ein wunderbarer Zufall, ein Fingerzeig der göttlichen Vorsehung brachte endlich Licht in mein mich schon schwer drückendes Geheimnis. Sie erinnern sich der Vorgänge, als die erste Gerichtskommission den Tatbestand aufnahm. Frau Nobbe gab damals an, daß am Tage vor dem Mord für Ilsing eine Kiste angekommen sei. Dieser sagte aus, daß sie Bücher von seinem Bruder in Breslau enthalten habe und damit war dieser anscheinend belanglose Umstand erledigt. Es fiel mir aber sofort wieder ein, als am Tage vor meiner Abreise — Ilsing war gerade nicht auf dem Bureau — ein Bote unserer Bahnstation kam, der eine Nachforderung, die durch irrtümlich berechnete Fracht für eine Kiste entstanden war, von Ilsing einziehen sollte. Ein Blick auf das Papier belehrte mich, daß das Datum stimmte, die Kiste aber nicht aus Breslau, sondern über Hamburg als zollpflichtiges Einfuhrgut aus Spanien gekommen war. Den Hamburger Spediteur, eine bekannte Firma, merkte ich mir sofort und schärfte dem Boten mit Hilfe eines guten Trinkgeldes ein, Ilsing gegenüber von dem vergeblichen Gang und meiner Kenntnis von der Sache zu schweigen. In Hamburg gelang es mir nun nach recht großen Schwierigkeiten und auch nur durch Bestechung, den Absender der Kiste zu erfahren, es ist ein deutscher Bergingenieur in Kardona."

„Ah, von dem hat mir Ilsing so oft erzählt!" unterbrach ihn Marie, deren Wangen vor Aufregung glühten.

„Derselbe! Nun war es mir schon zweifelloser, daß die Kiste den Säbel enthalten haben muß, denn woher sollte sonst die zweite Toledoklinge stammen?! Meine Annahme bestätigte sich voll und ganz. In Kardona blieb mir nichts weiter übrig, als den Vergnügungsreisenden zu spielen; ich bestellte Grüße von Ilsing, und sprach von der Ankunft der Kiste. Im Laufe des harmlosen Gesprächs war es mir leicht, herauszubringen, daß Ilsing vor kurzer Zeit geschrieben habe, er erinnere sich, einer alten, im Besitze seines ehemaligen Hauswirtes zu Kardona befindlichen Toledoklinge. Er bat, den Säbel zu erwerben, da er seinen Prinzipal, der ein täuschend ähnliches Gegenstück dazu besitze, damit überraschen wolle. Man hatte noch einige Geschenke für Ilsing beigepackt, aber eine schriftliche Bestätigung des Empfanges von ihm noch nicht erhalten. Und nun bin ich Tag und Nacht gefahren, um Ihnen Gewißheit zu bringen!"

Ihre Augen trafen sich, kein Wort des Dankes kam über ihre Lippen, so ergriffen war sie; sie reichte ihm nur die Hand. Dann sank sie in einen Sessel, ein erlösender Tränenstrom erschütterte sie — — die Angst, der Bann, die auf ihr gelegen, waren gewichen. Cornegk unterbrach nicht den Ausbruch ihrer Gefühle, er schauerte vor seiner Heftigkeit, wie vor einer Offenbarung der Tiefen ihres Gemütes — welche Seligkeit müßte es sein, diese Tränen wegküssen, diesen zuckenden Busen an das mitfühlende Herz zu ziehen. Aber wer war es denn eigentlich, daß er sich unterstehen konnte, seine Augen zu ihr aufzuheben, daß er in naiver Verblendung die Schranken nicht sah, die sie von ihm trennten — — niemals war sie ihm so fremd, so hehr vorgekommen, als jetzt, niemals glaubte er dem Ziele seiner kühnen Träume ferner zu sein, als jetzt, da er nicht rückhaltlos teilnehmen konnte an ihrer Freude, da er abseits stand — er der Prokurist.

Marie wurde gefaßter.

„Welchen Grund hat er nur gehabt, uns den Vater, unser Teuerstes zu rauben, — hätte er ihn nicht schonen können!"

„Es ist kein mit Ueberlegung ausgeführter Mord, denn er wußte, daß Sie in der Nacht in Reichstedt bleiben würden, darauf muß sich überhaupt sein ganzer Plan gestützt haben. Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich erfahren, daß er sich stets in Geldschwierigkeiten befand und in Reichstedt viele Schulden hat, denn er hat über seine Verhältnisse gelebt. Jedenfalls hatte er den Einbruch von langer Hand geplant; bei seinen häufigen Konferenzen mit Ihrem Vater ist es ihm leicht möglich gewesen, Abdrücke von den Kassenschlüsseln zu nehmen. Wie ich vermute, hat er sich eine Waffe für alle Fälle mitnehmen wollen, und er ist auf den geräuschlos arbeitenden Säbel verfallen! Doch jetzt hilft kein Kombinieren mehr, ich werde sofort nach Reichstedt fahren und vor Gericht alles zu Protokoll geben."

„Sie haben sich nun nicht nur meinen und Egons innigsten, nie abtragbaren Dank, sondern auch die ausgesetzte Belohnung verdient — ich weiß," fuhr sie schnell fort, als sie seine Stirn sich verfinstern sah, „daß Sie der Mann sind, der mir unter Umständen diese Belohnung für die Füße wirft, anders kann ich Sie mir auch nicht denken! Aber Sie haben große Kosten gehabt, Herr Cornegk, diese wenigstens müssen wir Ihnen ersetzen!"

„Nicht doch," wehrte Cornegk mit gezwungener Heiterkeit ab, „das Lehrgeld für meine ersten Erfolge als Detektiv übernehme ich gern selbst, um so mehr, als ich nicht zögere, Ihnen zu gestehen, daß mich sehr selbstsüchtige Motive leiteten — — — vielleicht wechsele ich noch einmal meinen Beruf und werde Detektiv." Seine Stimme durchzitterte eine unendliche Bitterkeit.

„Nein, dazu eignen Sie sich durchaus nicht, denn auch einem Detektiv muß die Wahrheit das höchste sein, und eben waren Sie recht ironisch, weit ab von der Wahrheit — nein, dann werden Sie lieber Schriftsteller!" Hörte er denn recht!? Er sah sie verwirrt an und sein Herz schlug höher.

„Uebrigens," fuhr sie eifrig fort," „wird übermorgen Ihre Tragödie „Bergrecht" schon zum viertenmale aufgeführt werden — hier in dieser Zeitung stehts — bitte — vergessen Sie auch die Rezension nicht zu lesen," fügte sie schelmisch hinzu, dann legte sie sich zurück und beobachtete ihn unter den halbgeschlossenen Lidern hervor mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie sah, wie das Blatt in seinen Händen zitterte, wie sich seine Züge auf einen Moment aufhellten, wie er langsam an das Fenster trat und hinausstarrte nach dem Häuschen hinüber, in dem das Werk groß geworden war. Wollte er einen Connex herstellen mit dieser Stätte, weil er sich hier fremd, einsam, unverstanden fühlte? Ein unsagbares Mitleid mit ihm erfaßte sie, als sie ihn da, wo sie helle Freude erwartet hatte, so ernst, fast traurig sah. Eine die Grundvesten ihres Gemüts, ihres Denkens erfassende, süße Ahnung sagte ihr, daß es mehr war, als Mitleid, was sich in ihr regte. Sie stand auf und legte die Hand leise auf seine Schulter, als wollte sie ihn aus seinem Sinnen zurückrufen in die Gegenwart. — —

„Ich habe Sie früher so häufig und wissentlich verletzt, wenn Sie uns Ihre Sachen vorlasen — ich bedauere es — — können Sie mir verzeihen?"

Cornegk drehte sich langsam um, sah ihr voll in die Augen und einen einzigen Moment hingen ihre Blicke so magnetisch zusammen, daß Marie errötend zurücktreten wollte, aber Cornegk begriff, daß eine nie wiederkehrende Situation zu entschlüpfen drohte — er hielt ihre Hand in der seinigen.

„Noch einmal, Marie, schauen Sie mich mit solchem Blick an — noch einmal — aus solch blauer, ewiger Tiefe will ich Schätze heben, — — Schätze, — —" Er suchte nach Worten, als er sie nicht fand, ließ er die Tat sprechen und küßte die Schatzaugen, ohne auf kräftigen Widerstand zu stoßen — — ihre Lippen fanden sich, Marie lag an seiner Brust, und in den heiligen Augenblicken seligen Schweigens tauschten sie die ersten Küsse.

„Ist das der Seele Flügelschlag?" fragte Marie leise.

Er sah sie verständnis an.

„Oh, ich kenne sie auch, die Ode an Maria!"

Trunken vor Wonne und Glück hatte sich Cornegk endlich losgerissen, denn es galt, den heutigen Tag noch auszunutzen. Er begrüßte flüchtig die Kollegen, auch Ilfing traf er. „Sind ja der reine Dandy geworden!" sagte dieser, „wirklich, kaum wieder zu erkennen! Sie sind wohl verliebt?!" schloß er mit beißendem Spott. Am liebsten hätte ihm der Prokurist ein jubelndes „ja! ja!" zugerufen, aber er drehte sich kurz um und würdigte ihn keiner Antwort.

(Schluß folgt.)

Der letzte Liebesdienst.

Skizze von Ida Großmann.

(Nachdruck verboten.)

„Jakob, komm, setz' Dich zu mir, ich muß mit Dir reden."

Mühsam richtet sich die Kranke in die Höhe, das blasse von Schmerzen verzerrte Gesicht, in dem die dunklen Augen fieberhaft glühen, nach ihrem Manne, der am Fenster steht, gerichtet.

„Brauchst Du Deine Tropfen, Lene?"

Jakob ist näher getreten, sanft nimmt er die abgemagerten Hände seines Weibes in seine lebenswarmen und setzt sich auf den Bettrand, jede Bewegung, jeden Laut dämpfend, was etwas Rührendes, Zartes hat, das man dieser Hünengestalt kaum zutrauen würde.

„Kauf' keine Arznei mehr für mich, sie hilft doch nichts und kostet nur Geld. Ich weiß, ich muß sterben, und 's ist mir auch nicht mehr bange davor, aber eines drückt mich, das verfolgt mich im Wachen und Träumen und läßt mir keine Ruhe."

„Sag', Lene, was ist's? Ich will es von Dir nehmen, und wenn es mein eigenes Leben kosten würde, ich kann mir's ja nicht ausdenken, wie ich ohne Dich weiter leben kann."

„Denk' Dirs nicht gar so traurig, es ist ja wahr, wir haben es schön gehabt zusammen, in all den sechs Jahren, die wir verheiratet sind, hats kein böses Wort gegeben — vielleicht war es zu schön. Aber das letzte Jahr war schwer; ich war Dir eine Last, wenn Du mich's nicht fühlen ließest. Du hat mich Tag und Nacht mit Liebe und Geduld gepflegt, und nichts war Dir zu viel für mich — doch die vielen Schmerzen haben mich müde gemacht — so müde — ich sehne mich nach Erlösung — auch für Dich ist's höchste Zeit —"

„Lene, sprich nicht so, wenn Du von mir gehst, habe ich das Beste verloren."

„Aber Du findest wieder Arbeit. Glaubst Du denn nicht, daß ich, trotzdem Du nie davon sprichst, fühle, wie anders es um uns stände, wenn ich nicht krank wäre? Du warst ein tüchtiger Arbeiter, das hat mir der Herr Direktor selbst oft gesagt, mit Freuden hätte er Dich auch in seiner neuen Fabrik angestellt, doch Du konntest ihm nicht folgen, weil Dein Weib schwer krank liegt. Nun geht Deine beste Arbeitskraft mit meiner Pflege verloren, Du hast keine Arbeit, Du suchst und suchst und kannst keine finden. — Wie schön war es, als die Fabrik hier noch im Gange, und ich noch frisch und gesund war! Weißt Du noch, wie wir das grüne Sopha kauften?"

„Lene, sprich nicht so viel, es schadet Dir, und was hilft es, wenn man sich an vergangene Zeiten erinnert, sie kehren doch nie wieder."

„So denke ich nicht. Wenn ich ruhig daliege, und die Schmerzen lassen mir ein wenig Ruhe, dann kehren meine Gedanken zurück in die schöne glückliche Zeit, als noch dort an der Wand das grüne Sopha stand, und die Blumen am Fenster blühten. Weißt Du noch, wie stolz wir waren, als wir uns die Kaffeekanne und die Tassen mit den Rosenguirlanden anschafften? Ach damals war es schön, im Himmel kann ich mirs nicht schöner denken!"

„Ja, schön wars — dann aber kam das Entsetzliche! Die Fabrik wurde geschlossen und am selben Tage stürztest Du bei Müllers von der Scheune. Weib, Weib, wenn ich daran denke, wie sie Dich brachten, blutüberströmt und gebrochen, ach, da war der Schluß der Fabrik nichts mehr gegen den Jammer um Dich!"

„Und alle guten Arbeiter sind mit dem Direktor in die neue Fabrik übergesiedelt — und Du mußtest zurückbleiben. O Jakob, das hat an meinem Lebensmark gezehrt —"

„Lene, wir gehören zusammen, wäre ich ins Unglück gekommen, Du hättest mich auch nicht verlassen. Aber nun sag' mir noch, was Dich bedrückt."

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mich nicht vor dem Sterben fürchte, doch mir graut bei dem Gedanken, daß sie mich, wenn ich tot bin, auf die Anatomie bringen wie die alte Krämersfrau, deren Sohn die Leichenkosten für sie nicht bezahlen wollte. Du würdest sie bezahlen, Jakob, aber Du hast kein Geld und alles, alles, was Wert hatte, hast Du schon verkaufen müssen."

„Beruhige Dich, Lene, Du sollst nicht auf die Anatomie kommen, und müßte ich das Geld stehlen, Du wirst anständig beerdigt, das schwöre ich Dir."

„Ich dank' Dir, Mann, ich weiß, Du hältst Wort, und der liebe Gott wird Dir dazu helfen. Ich war mein Lebtag genierlich und könnte nicht ruhig sterben, wenn ich wüßte —"

„Mach' Dir keine Sorgen darüber. Morgen gehe ich nach T., in einer Universitätsstadt läßt sich immerhin etwas verdienen; die Herren reisen jetzt ab, da kann man das Gepäck befördern und bekommt leicht ein paar Groschen. Leg' Dich jetzt ruhig nieder —"

Lene ist wie tot in die Kissen gesunken, das viele Sprechen hat ihre schwachen Kräfte erschöpft. Was gäbe Jakob, wenn er einen Tropfen stärkenden Weines für sein Weib hätte, doch er besitzt nur noch einige Groschen aus dem Erlöse von Lenes bestem Kleide. Fände er doch endlich Arbeit!

Im ganzen Städtchen ist kein Haus, wo er nicht seine Kräfte angeboten, einerlei, zu welcher Arbeit, er war zu allem bereit, doch vergeblich, überall war schon reichliche Hilfe vorhanden.

Was Lene befürchtet, sieht er schon lange kommen, und das drückt auch ihm beinahe das Herz ab — woher soll er das Geld nehmen, um sein geliebtes Weib anständig beerdigen zu lassen? — —

Den nächsten Tag machte er sich auf den Weg nach der drei Stunden entfernten Universitätsstadt. Lene fühlt sich scheinbar besser, die gestrige Aussprache hat ihr Herz erleichtert, die furchtbare Angst von ihr genommen.

Trotzdem verläßt Jakob sein Weib mit schwerer Sorge. Doch jetzt bleibt ihm keine Wahl mehr, er sieht, wie sie von Tag zu Tag mehr dahin schwindet, will er sein Wort halten, muß er sich beeilen, den letzten Versuch zu machen, Geld zu verdienen.

So rasch als es die von Sorgen und Entbehrungen geschwundenen Kräfte erlauben, läuft Jakob die heiße, schattenlose Straße entlang. Er kennt den Weg, gar manchmal ist er ihn mit Lene in glücklichen Tagen gegangen. Sie waren beide nicht zur Trauer geschaffen, sie waren fröhlich zu Hause, bei der Arbeit und unter Kameraden. „Der tolle Jakob" wurde er genannt, war er doch stets zu scherzen aufgelegt und brachte drollige Vorschläge. Er hatte in seiner Jugend auf einem Gute gearbeitet; dort lehrte ihn der Schweizer, der die Käserei unter sich hatte, das Jodeln, das Jakob bald besser verstand, als sein Meister, und das stets große Heiterkeit unter seinen Freunden erregt hatte.

Nun sind die Zeiten des Glückes dahin, er ist arbeitslos, die Freunde sind fortgezogen, und zu Hause liegt sein Weib und kann nicht leben und nicht sterben — wer denkt da noch ans Jodeln.

Im schattigen Garten eines Restaurants sitzen viele Studenten mit ihren ewig durstigen Kehlen, welchen der Kellner kaum Flüssigkeit genug vorsetzen kann. Jakob hat sofort erfaßt, daß hier eine große Festlichkeit stattfindet. Er kennt die Herren mit den blau-weißen Mützen, sie werden wohl Abschiedskommers feiern. Kurz entschlossen geht er in den Garten und bietet seine Hilfe an, die auch sofort angenommen wird.

Die Gesellschaft Toscania feiert verbunden mit dem Abschiedskommers ihr dreißigjähriges Bestehen. Heute abend ist im eigenen Gesellschaftshause große Festlichkeit — Jakob ist glücklich im Gedanken, sich dabei etwas verdienen zu können.

Brander, das Faktotum der Toscania, geht wichtig hin und her, er hat noch zu viel zu besorgen und mit dem Chargierten zu besprechen.

Als er eben wieder den Garten betritt, erblickt er Jakob.

„Ei sieh da, der tolle Jakob, hab Dich lange nicht mehr gesehen, was macht das Jodeln?"

„Das ist mir vergangen, Brander, ich sitze tief im Unglück, mein Weib ist krank, und der Direktor hat in L. seine Fabrik geschlossen und in M. mit seinem Schwager eine größere gebaut, da bin ich brotlos geworden."

„Warum bist Du denn nicht mitgezogen, warst doch immer so wohl angeschrieben bei Deinem Direktor?"

„Weil mein Weib die weite Reise nicht überstanden hätte."

„Das ist Pech, wirkliches Pech! Ist gut, daß Du heute hierher gekommen bist, da fällt schon etwas für Dich ab, laß nur mich sorgen — hoch da kommt mir ein Gedanke — famos, prächtig! Kerl, ich sage Dir, heute machst Du noch Dein Glück!"

Mit diesen Worten läuft der gutmütige Brander weg, und bald sieht man ihn mit einem Herrn in eifrigem Gespräch.

„Jakob, komm mal hierher!"

Der Angerufene, welcher eben einige Krüge Bier auf den Tisch gestellt hatte, folgt sofort dem Rufe.

„Ich höre eben von Brander, daß Sie jodeln können, danach sehen Sie zwar nicht aus, wird aber umso besser wirken. Wollen Sie uns heute abend jodeln? Je toller, desto besser und glänzender die Bezahlung. Machen Sie Ihre Sache gut, lassen wir uns nicht lumpen — also wollen Sie?"

„Ich — ich —"

„Ja oder nein!"

„Ja, ich will!"

„Gut, Brander, Sie nehmen den Mann und gehen mit ihm zu Pressel, da lassen Sie ihm ein Tirolerkostüm geben — natürlich ein ordentliches. Es ist freilich dumm, daß ich mich nicht vorher von Ihrer Kunst überzeugen kann —"

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr von Perglas —"

„Also gut, Brander, Du stehst mit Deinen Ohren für Deinen Schützling ein."

Jakob ist es wie im Traume. Er hat die Tirolerkleidung angepaßt, sie sitzt ihm tadellos, Brander hat ihm noch bei einem Friseur Haar und Bart zustutzen lassen, nun sieht er wieder aus wie in seinen früheren guten Tagen, wo er stets etwas auf sein Aeußeres gehalten hatte.

Doch kann er noch jodeln? Wird ihm nicht der Ton in der Kehle stecken bleiben, wenn er an all das Weh denkt, das ihm das Herz bedrückt?

Der große Saal im Hause der Toscania ist festlich erleuchtet. An langen Tafeln sitzen die Herren, alte und junge in brüderlicher Vereinigung. Der „Landesvater" hat soeben seinen Abschluß gefunden, nun folgen kleine Vorstellungen komisch-heiteren Inhalts mit Beziehungen auf das Emporblühen und Gedeihen der Gesellschaft.

Hinter den Kulissen sitzt Jakob, auf ein Zeichen hat er zu erscheinen. Trotz Branders Zureden hat er noch keinen Tropfen Bier getrunken, und doch ist ihm der Kopf so schwer, die Beine zittern ihm vor Aufregung. Herr von Perglas hat ihm 50 Mark, zahlbar nach seinem ersten Auftreten, versprochen, wenn er seine Sache gut mache. 50 Mark, was bedeutet das für ihn! Er hätte jubeln mögen, und doch zitterte ihm das Herz vor Jammer, und es steigt ihm heiß in die Augen. Wozu braucht er das Geld? Nicht, um sein Weib gesund zu pflegen — nein, um sie in die Erde zu betten.

„Jakob, komm heraus!"

wirkt, daß muß wirken. Und das soll der Windhund gemacht haben?"

Und der Alte sank in einen Lehnstuhl und beschattete seine Augen und murmelte: „Er hat was los, viel los der Junge und er wird seinen Weg machen. Wenn ich daß heute gekonnt hätte!"

Dann sprang er auf und ans Fenster. Richtig, da draußen stand der Windhund mit Eva. „Beide raufkommon," schrie der Alte.

„Junge, ich habe Dir unrecht getan," hob Effenberger an, als die beiden vor ihm standen, „Du kennst nicht blos was, sondern viel."

„Oh, oh, Herr Kapellmeister, so gefährlich ist das nicht," wehrte Walter ab, „will ja erst was werden und das Ding da ist ja kaum der Rede wert."

„Muß ich besser wissen," schnauzte der Alte, „kann ich beurteilen, wenn ich es auch nicht machen kann."

„Kann der Herr Kapellmeister auch, wenn er nur will," wandte Walter ein.

„Donnerwetter, kann ich nicht, muß ich doch besser wissen," rief Effenberger, „hätte ich das Ding da gehabt, wäre mir geholfen worden."

„Steht dem Herrn Kapellmeister völlig zu Diensten," meinte gleichmütig Walter.

„Wie, was, es ist doch nicht von mir," sagte der Kapellmeister langsam.

„Schwiegerpapa nur ruhig Blut und hören Sie einen Augenblick," erwiderte Walter, des Alten Hand ergreifend, „Sie nehmen das Ding da, den Kaisermarsch, die Instrumentation ist auch fertig, üben es noch rasch ein und werden einen großen Erfolg hoffentlich haben."

„Und Du, der Komponist," kam es mit verschleierter Stimme von Effenbergers Lippen.

„Ich? Ich weiß von nichts," hielt Walter den sich abwendenden Alten fest," nur wir beide wissen was davon und wir können beide schweigen. Uebrigens, im Grunde ist es jedoch Ihr Werk, Schwiegerpapa, denn ohne das, was ich bei Ihnen in Bezug auf Militarmusik und Märsche gelernt, hätte ich es sicherlich nicht fertig gebracht."

„Windhund, Windhund," sagte der Alte und seine Augen umflorten sich. Dann fuhr er nach einer Weile fort: „Und was verlangst Du dafür?"

„Nichts als die Anerkennung von Ihnen, daß ich doch etwas kann. Im übrigen, wir können warten."

„Schwefelande," wetterte der Alte jetzt wieder, aber es war nur Talmi-Zorn, „als ob ich Euch nicht kenne, na, da hast Du sie und verzehre Sie in Gesundheit."

„Papa, Schwiegerpapa," es kam von den Lippen zweier glücklichen Menschenkinder. Herr Kapellmeister Effenberger aber hatte jetzt wichtigeres zu tun, als die Herzensergüsse eines Liebespaares anzuhören! Die Musiker der Kapelle waren wenig erbaut davon, nun noch einen neuen Marsch einzuüben, „warum rückt der Alte nicht gleich heraus mit dem brillanten Ding, anstatt uns erst mit dem langweiligen Kohl zu quälen?" brummten sie.

Der Kaisermarsch wurde zur Kaiser-Geburtstagsfeier zum erstenmal gespielt u. er u. der Komponist, Kapellmeister Effenberger, ernteten stürm. Beifall. Nur der Hauptmann meinte: „Mein musikalisches Gehör scheint doch nicht weit her zu sein; als ich das Ding hörte, klang es bei weitem nicht so wie heute."

Lokales.

Das Hagener Schwurgericht verhandelte am Samstag gegen die Bergleute G. W. Stender und Fr. Meyer aus **Haßlinghausen** wegen vorsätzlicher Brandstiftung; Meyer ist der Schwiegersohn des Bergmanns Herm. Stuckmann zu Haßlinghausen, dessen Wohnhaus in der Nacht zum 4. Oktober v. Js. abbrannte, und Schwager des Stuckmann jun., des jetzigen Hausbesitzers. Der Tatbestand, wie er durch die Verhandlung festgestellt wurde, ist folgender: Am 3. Oktober brannte das Haupthaus des Bergmanns H. Stuckmann völlig nieder. Die Entstehung des Feuers hat nicht ermittelt werden können, man hat aber Brandstiftung vermutet. In der darauf folgenden Nacht entstand in dem von den beiden Angeklagten bewohnten, nur etwa 3 Meter vom Haupthause entfernten Nebenhause, aus dem die unversicherten Sachen des Stender und die versicherten Möbel des Meyer gerettet waren, ebenfalls Feuer. Es mußte das um so merkwürdiger erscheinen, als das abgebrannte Haupthaus völlig niedergelegt war, die nachts 2 Uhr abziehenden beiden Gendarmen die nötigen Sicherheitsmaßregeln getroffen. 8 Feuerwehrleute als Brandwache auf der Brandstelle bestellt hatten und bei der herrschenden Windrichtung ein Uebertragen des erlöschenden Feuers vom Haupthause auf das Nebenhaus ausgeschlossen erschien. Morgens 6 Uhr erhielten die Gendarmen Nachricht, daß es im Nebenhause auch brenne. Der Gendarm Winkelmann, der zuerst an der Brandstelle erschien, nahm den ihm verdächtig erscheinenden Angeklagten Meyer, der gegen das ausdrückliche Verbot der Beamten seinen Taubenschlag auf dem Boden geöffnet und die Tauben herausgelassen hatte, fest, während dessen die umherstehenden Leute, darunter auch der Bruder des Hermann Stuckmann weggingen, und sich um das Löschen des Feuers nicht kümmerten. Die Brandwache, die eine Gefahr nicht mehr für vorliegend hielt, war inzwischen abgerückt. In dem Nebenhause fanden sich, wie die Gendarmen feststellten, sowohl in der Stenderschen wie in der Meyerschen Behausung 5—6 sehr verdächtig erscheinende Feuerherde, die sich aber wegen mangelnder Nahrung nicht recht ausbreiten konnten. In einem Zimmer des Stender wurde ein hineingeschaffter brennender Balken, in einem anderen Zimmer eine Partie zusammengelegter Bücher und eine Petroleumkanne und auf dem Heuboden verschiedene Brandstellen vorgefunden; eine Ecke des Giebels war abgebrannt. In einem Zimmer des Meyer fanden sich zusammengelegte Tapeten und auch ein brennender Balken; auf dem Boden und auf dem Taubenschlage zeigten sich ebenfalls Feuerherde und die Trümmer einer Lampe. Die Angeklagten behaupteten, von nichts zu wissen, und ebensowenig die auf der Brandstätte anwesenden Leute, die durchaus ein sonderbares Verhalten gezeigt haben. Hermann Stuckmann, der sich angeblich mit dem Gedanken des Abbruchs des Hauses und eines Neubaues trug, soll auch nichts zur Abwendung des Feuers getan haben. Alle von dem Brande Betroffenen wollen trotz der Versicherung erheblichen Schaden erlitten haben. Einige Zeugen halten die Uebertragung des Feuers durch den Wind nicht für ausgeschlossen. Dem Angeklagten Stender wurde als verdächtig vorgeworfen, daß er spät nachts durch ein Fenster aus dem Hause herausgestiegen ist und gleich darauf innen ein Feuerschein zu sehen war. Den Geschworenen wurde bezüglich beider Angeklagter nur die Frage nach vorsätzlicher Brandstiftung vorgelegt, die der Staatsanwalt zu bejahen hat. Die Verteidiger vertraten die Ansicht, daß, wenn es sich wirklich um eine Brandstiftung handle, nur die Leute in Frage kommen könnten, die sich beim Erscheinen der Gendarmen drückten. Die Geschworenen verneinten die Schuldfragen, und die Angeklagten wurden freigesprochen.

Märkte.

Bericht des Essener Fruchtmarktes vom 22. Januar 1906

Weizen inländ. M. 17,00 bis M. 18,00 Weizen fremder M. 19,50 bis M. 20,50, Roggen inländ. M. 15,75 bis M. 16,25 Roggen fremder M. 18,00 bis M. 19,00, Hafer inländ. M. —,— bis M. —,—, Hafer fremder M. 16,75 bis M. 19,00, Buchweizen M. 17,25 bis M. 18,—, Futtergerste M. 14,50 bis M. 15,00, Mais M. 13,00 bis M. 17,00 Weizenvorschuß M. 24,75 bis M. 25,50 Roggenvorschuß M. 23,— bis M. 23,75, Weizenkleie M. 10,25 bis M. 10,75, Rüböl inkl. Faß M. — — M. bis — —

Alles per 100 Kilogramm frachtparität Essen ohne Sack bei Abnahme von Doppelladungen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sack gehandelt wird.

Essener Viehmarkt vom 22. Januar.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 98 Ochsen, 560 Kühe und Kalben. 191 Bullen und Bautzen, 1455 Schweine, 45 Schafe, 503 Kälber. Preise für 50 Kilo Schlachtgewicht. Ochsen. 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 76—77 M. 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen 72—74 M. Kalben und Kühe. 1. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 68—70 M. 3. Ältere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 64—66 M. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 56—61 M. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren 68—70 M. 2. Vollfleischige jüngere Bullen 63—66 M. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 58—62 M. Schafe: 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel 78 M. 2. Ältere Masthammel 70—75 M. Preise für 50 Kilo Lebensgewicht. Kälber: 1. Doppellender 68—70 M. 2. Feiste Masttälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber 54 bis 55 M. 3. Mittlere Masttälber und gute Saugkälber 50 bis 53 M. 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser) 43—48 M. Schweine (mit 20 Proz. Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren 74 M. 2. Fleischige Schweine 72—73 M. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber 67—70 M. Tendenz: langsam geräumt.

Die erste Eisenbahn im Kohlenrevier.

Wenn das engmaschige Schienennetz, das den Ruhrkohlenbezirk heute überspannt, sowie die fast endlosen Lastzüge unser berechtigtes Erstaunen hervorrufen, so denken wir vielleicht nicht daran, daß die ersten schwachen Anfänge dieses gigantischen Eisenbahnverkehrs erst ein knappes Dreiviertel-Jahrhundert zurückliegen. Und doch ist dem so. Welche Mühe und Ausdauer hat es nicht gekostet, um den ersten nur 7 Kilometer langen Schienenweg herzustellen, durch den auch dem Zweifelsüchtigsten und Zaghaftesten deutlich vor Augen geführt werden konnte, welchen ungeheuren Verkehrsfortschritt die Eisenbahnen vor den früheren Beförderungsmitteln bedeuten. Es war nur ein kleines Häuflein weitschauender und unternehmungslustiger Männer im Märkischen und Bergischen, die im Jahre 1828 sich zu einer Eisenbahn-Aktiengesellschaft, der ersten in Deutschland, vereinigten, um eine Eisenbahnverbindung zwischen den Kohlenzechen an der Ruhr und den Fabriken des bergischen Landes herzustellen. Es war dies die Gesellschaft für den Bau einer Pferdebahn zwischen den Städten Steele a. d. Ruhr und Langenberg im Kreise Mettmann. Diese Bahn hatte den Zweck, die Fracht für die von der bergischen Industrie benötigten Ruhrkohlen zu ermäßigen, den sie auch vollauf erfüllte. Anfangs galt die Bahn als eine Art Weltwunder, weshalb sie Neugierige von nah und fern herbeizog. Ein Jahr später nach der Betriebseröffnung veranlaßte man sogar den Prinzen Wilhelm von Preußen (jüngster Sohn Friedrich Wilhelms II., gest. 1851), welcher damals Generalgouverneur von Rheinland-Westfalen war, die Bahn zu befahren und benannte sie darauf nach diesem. 1833 befuhr auch der damalige Kronprinz die Bahn und drückte sich über sie sehr lobend aus. 1850 baute man die ganze Strecke normalspurig für den Lokomotivbetrieb aus, indem man sie gleichzeitig bis Bohwinkel verlängerte, wo sie Anschluß an die inzwischen erbaute Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn erhielt. An die Strecke Dortmund-Essen-Duisburg wurde sie 1861 durch Einführung in den Bahnhof Steele angeschlossen. Heute bildet die Steele-Bohwinkeler Bahn ein verhältnismäßig kleines Glied in dem großartigen Schienennetz des Industriebezirks. Dies soll für uns aber kein Grund sein, ihre große Bedeutung in der Geschichte des Eisenbahnbaues in Rheinland-Westfalen weniger zu würdigen.

Erbarmet Euch der hungernden Vögel!

„Leer liegt das Feld,
„Der Wind weht kalt,
„Sie haben kein Futter —

Erbarmet Euch der hungernden Vögel. Lasset die armen Tiere nicht zu Grunde gehen. Hänget Futterkästen auf im Garten oder vor Euren Fenstern! Futterkästen sind schnell zusammengezimmert. Wenn angängig, benagelt sie mit Baumrinde, mit Fruchtzweigen und Astwerk! Auch sind fertige Futterhäuser in Erfurt billig erhältlich bei der Gärtnerei Peterseim. Von dort beziehen Mitglieder der Vogelschutzvereine die Futterhäuser nebst Futter. Der Preis stellt sich auf 98 Pfg. für das fertige Futterhaus und 95 Pfg. für 3 Pfund Futter; diese Futtermenge bietet für lange Zeit hinreichend Nahrung — Schulen und Behörden sei diese Bitte auf das wärmste an das Herz gelegt. — Noch lang ist der Winter. Vom Hunger geschwächt wird der kleine gefiederte Sänger jetzt leicht eine Beute des Raubvogels. Erbarmet Euch Eurer Singvögel.

„Die Zuckerkrankheit heilbar. Ein neues Heilverfahren." Von Dr. Reymann, Verlag von Edmund Demme, Leipzig (1.50).

Diese böse Krankheit ist gar nicht selten, und es unterliegt ihr jährlich eine große Anzahl Leidender. Ueber den Ursprung des Zuckers im Harn ist sich die Wissenschaft noch nicht klar, zumal es sich herausgestellt hat, daß der Zucker nicht erst in den Nieren gebildet, sondern direkt aus dem Blute in dieselben ausgeschieden wird. Daraus geht hervor, daß das Blut selbst in seiner Bildung und Mischung erkrankt sein muß. Hierauf baut Verfasser seine Behandlung, und da ihm viele Erfolge zur Seite stehen, so dürften die in dem Buche niedergelegten Erfahrungen zum Nutzen der Leidenden alsbald verallgemeinert werden. Die Lektüre des Büchleins sei deshalb empfohlen.

VIII.

Es ist bereits gesagt, daß in dem Maastal hinter dem Bergzug Mont d'Iges, von üppigen Wiesen eingerahmt, das Dorf Bilette liegt. — Jetzt befinden sich unweit davon eine Menge großer Heldengräber und erinnern daran, wie viel Blut hier geflossen ist, stimmen auch wohl den Besucher ernst und trübe; aber sie können dem Tal das Liebliche und Schöne dennoch nicht nehmen; auch nachdem hier am 1. September 1870 die blutige Schlacht geschlagen war, behielt das Maastal seine volle Anmut.

Das Dorf Bilette an und für sich bietet nichts sonderlich Einladendes; es besteht aus meist nur kleinen, aber reinlichen Häusern, von niedlichen Gärten eingerahmt; nur am äußersten Ende desselben, nach der Maas zu, stehen einige schöne Landhäuser.

Das eine derselben gehörte zur Zeit dieser Geschichte dem pensionierten Obersten von Gautier, der früher in großer Gunst am französischen Hofe gestanden hatte; aber seit dem Regierungsantritt Napoleons III. mit den meisten Machthabern in Frankreich grollte, sich von der Hauptstadt gänzlich zurückgezogen hatte und den Rest seiner Tage teils in Sedan, teils auf seinem Landsitz in Bilette verbrachte.

Der Oberst war einer jener edlen und besonnenen Männer, wie sie während des letzten Krieges Frankreich wenige aufzuweisen hatte; von ihm war weder der Krieg gebilligt, noch hatte er geglaubt, daß derselbe Frankreich Segen und Ruhm bringen könne. Er flüchtete auch nicht mit seiner Familie beim Herannahen der Feinde in die feste Stadt Sedan, sondern behauptete geradezu zu den Seinen: „Wir sind hier sowohl vor jeder Unbill wie Widerwärtigkeit am sichersten! Die Deutschen sind keine Menschenfresser, sondern eine brave und ehrliche Nation; ich hoffe, besser mit ihnen fertig zu werden, wie mit dem Gesindel in Sedan, wenn es erst ausgehungert ist und in Verzweiflung gerät. Bei den Deutschen herrscht eine vorzügliche Manneszucht, jede Uebertretung wird furchtbar bestraft; was sich die Franzosen aus den Gesetzen machen, habe ich oft genug gesehen; nur mit Schaudern kann ich an die Februartage des Jahres 1848 zurückdenken, die unserm guten Louis Philipp seinen Thron kosteten.

So war der Oberst ruhig in seinem Landhause geblieben, obgleich er zwei bildhübsche Töchter besaß, welche die feindlichen Horden, die heranzogen, gewiß zu reizen vermochten. Aber er vertraute der deutschen Gesittung und der Manneszucht, welche in ihrem Heere aufrecht erhalten wurde.

Der alte Herr hatte nicht unrichtig spekuliert. Keinem deutschen Krieger war es in den Sinn gekommen, die friedliche Familie unnötig zu belästigen: sie hatten auch wichtigeres zu tun, als zu plündern oder sonst ehrenrührige Handlungen zu begehen; und als die große Schlacht geschlagen war, da ging es möglichst schnell weiter in das französische Land hinein, der Hauptstadt zu.

Lächelnd empfing der Oberst die erste Nachricht von dem glänzenden Siege der Deutschen; in seinem Innern jubelte es, obgleich er noch nicht ahnte, daß dieser Sieg in wenigen Stunden die Uebergabe Sedans und die Gefangennahme des Kaisers Napoleon zur Folge haben werde.

Er grollte ja der ganzen Nation, vor allen aber den Machthabern, die sich unter die perfide Regierung eines Napoleon beugten.

Im Laufe des Kampfes waren die französischen Truppen aus Bilette herausgeworfen worden, sie liefen in voller Flucht den Mauern von Sedan zu.

Der Oberst sah sie freudig davonziehen; wie würde er unter einem Napoleon das Schwert ergriffen haben.

Der Kirchturm des Dorfes war infolge des Artilleriefeuers seitens der Deutschen in Brand geraten. Auch das rührte den alten Soldaten nicht; er sprach seinen Damen Mut ein; sowie diese aber mit den ersten Deutschen vorübergehend in nähere Berührung kamen, sahen sie schnell ein, daß sie nicht weniger als jene Wilden waren, wie sie ihnen mehrfach geschildert worden.

Schnell zog sich der Kampf um Bilette fort, der Festung zu; und als der Oberst die Gegend von Feinden und Freunden frei sah, veranlaßte er seine Frau und Töchter sogar, den täglich unentbehrlichen Spaziergang mit ihm anzutreten.

Zwar wagten die Damen, anfangs ernstlich zu widersprechen und ihm vorzustellen, daß sie überall, wohin sie sich auch wenden mochten, auf verstümmelte Leichen und Verwundeten stoßen würden; doch der alte Oberst bestand auf seinem Vorhaben und versprach, sie Wege zu führen, auf welchem sie wohl das deutsche Heer und die Transporte gefangener Franzosen, auch das Hauptschlachtfeld aus der Ferne sehen könnten, doch mit niemand in Berührung kommen sollten, der ihnen Grauen und Entsetzen einzuflößen vermochte.

Sie waren daran gewöhnt, dem Familienoberhaupt zu vertrauen und folgten ihm auch jetzt endlich ins Freie; nachdem sie während des langen Tages manche schwere Sorge gehegt und trotz des Zuspruchs des Obersten viele Seufzer halb zurückgedrängt hatten; denn unaufhörlich war der Kanonendonner zu ihnen herübergehallt. — Bald wurde ihr Spaziergang indes unterbrochen. — —

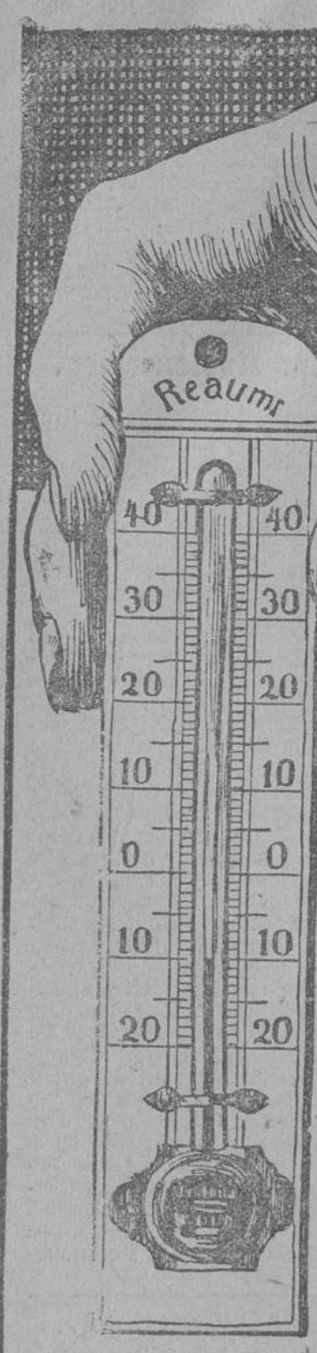
(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule geplaudert. Elschen (auf das Fliegengitter des Küchenschrankes deutend): „Gelt, Mama, die Löcher sind dazu da — daß der Leni ihr Schatz schnaufen kann?!"

„Sie haben sich nun nicht nur meinen und Egons innigsten, nie abtragbaren Dank, sondern auch die aus-

Der letzte Liebesdienst.
Skizze von Ida Großmann.

gekommen, Du hättest mich auch nicht verlassen. Wer nun sag' mir noch, was Dich bedrückt."
Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mich nicht vor
— Jacob ist glücklich im Gedanken, sich dabei etwas verdienen zu können.
Brander, das Faktotum der Toscania, geht wichtig



10 Grad Kälte — in Hattingen!

Bei dieser Temperatur kommt die Kaffeekanne zu Ehren. Das hat aber eine sehr bedenkliche Seite, weil Kaffee bekanntlich nicht günstig auf Herz, Nerven und Magen einwirkt. Wer auf seine Gesundheit bedacht ist, sieht sich deshalb nach einem anderen Getränk um, das den gleichen Zweck ohne bedenkliche Nachwirkung erfüllt.

Das ist — Kathreiners Malzkaffee, der behaglich und dauernd erwärmt, frei von jeder Schädlichkeit ist und dabei einen würzig-anregenden Kaffee-Geschmack und Kaffee-Duft besitzt. Dieser wird ihm durch ein besonderes Verfahren verliehen.

Jeder erwärme sich also einmal bei dieser Kälte mit dem echten „Kathreiner"! — Wer sich diesen Genuß, der im besten Sinne des Wortes unserem Wohlbefinden dient, einmal geleistet hat — und es kostet wenig — der wird jeden Tag aufs neue darnach Verlangen tragen.

Versuchen Sie's doch mal.

Königliche Vereinigte Maschinenbauschulen

zu **Dortmund.**

Am 18. April 1906 beginnen die neuen Lehrkurse.

Abteilung I: **Höhere Maschinenbauschule** für Maschinen- und Elektrotechniker. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 150 Mark.

Abteilung II: **Maschinenbauschule** für künftige Betriebsbeamte, Zeichner und Gewerbetreibende. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 60 Mark.

Programme mit Aufnahmebedingungen und Berechtigungen der Anstalt kostenfrei durch

die Direktion.

Im Jahre 1906 finden an der **Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim a. Rh.** folgende

Unterrichtskurse

statt.

1. Oeffentlicher Reblaus-Kursus vom 22.—24. Februar 1906,
2. Obstbaukursus in der Zeit vom 22. Febr. bis 14. März 1906,
3. Baumwärterkursus in der Zeit vom 22. Februar bis 14. März 1906,
4. Obstbau- } Nachkursus vom 6.—11. August 1906,
5. Baumwärter- }
6. Obstverwertungskursus für Männer vom 13.—25. August,
7. „ für Frauen vom 27. August bis 1. Sept.
8. Hefekursus in der Zeit vom 5.—17. September 1906,
9. Analysenkursus in der Zeit vom 19. Nov. bis 1. Dez. 1906.

Das **Unterrichtshonorar** beträgt

für Kursus 2: für Preußen 20 Mark, für Nichtpreußen (auch Lehrer) 30 Mk.; Preußische Lehrer sind frei. Personen, die lediglich am Nachkursus (Nr. 4) teilnehmen, zahlen 8 Mk., Nichtpreußen 12 Mk.;

für Kursus 3: Preußen sind frei, Nichtpreußen zahlen 10 M., wenn sie nur am Nachkursus (Nr. 5) teilnehmen, 5 Mk.;

für Kursus 6 u. 7: für Preußen 6 Mk., für Nichtpreußen 9 Mk.;

für Kursus 8 und 9: für Preußen 20 Mk., für Nichtpreußen 25 Mk. Außerdem für Reagentien 20 Mk., für Bedienung 1 Mk.

Kursus 1 ist frei.

Anmeldungen sind zu richten bezüglich der Kurse 2—7 an die Direktion, bezüglich des Kursus 8 an den Vorstand der pflanzenphysiologischen Versuchsstation und bezüglich des Kursus 9 an den Vorstand der önochemischen Versuchsstation. Wegen Zulassung zum Reblauskursus wende man sich an den zuständigen Herrn Oberpräsidenten.

Geisenheim, den 28. Dezember 1905.

Der Direktor:
Prof. **Dr. Wortmann.**



Bekannt reelle gute Bedienung

1 Tabakspfei 9 Pfd. meines berühmten **Förstertabak** kosten zus. **4.25** franko **9** Pfd. **Pastorentabak** u. **Pfeife** kosten zus. **5** Mk. franc. nach Wunsch nebenstehende Gesundheits-Pfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife, oder eine lange Pfeife

E. Köller,
Bruchsal, Baden
Fabrik: Weltruf.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik

TRUNKSUCHT

Beseitigung radikal und gefahrlos (unt. Garantie), mit und ohne Wissen des Trinkers. Anweisung mit vielen amtlich beglaubigt. Attesten gegen 50 Pfg. in Briefmarken. Porto 20 Pf.

Gesellschaft Sanitas, Binningen, Schweiz.

Nach mehrjähriger praktischer Ausbildung auf dem Gebiete der Chirurgie, der Frauenkrankheiten und der inneren Medizin habe ich mich in

Linden, Keilstraße 12
als

praktischer Arzt

niedergelassen.

Sprechstunden:
Vorm. 8½—9½, nachm. 2½—4 Uhr in meiner Wohnung; vorm. 10½—11½ Uhr im St. Josefs-Hospital;
An Sonn- und Feiertagen: Vorm. 9—10 Uhr in meiner Wohnung.

Dr. med.
Alois Laarmann,
zuletzt Assistenz-Arzt am Marien-Hospital, Witten.

Prima neue Gänsefedern!

Wie dieselben von der Gans gerupft werden à Pfd. 1,40 Mk.
Kleine ausgelesene Mittelfedern, sehr zartdaunig à Pfd. 2,— Mk.
Rupffedern, Halbdaune, schneeweiß . . . . . à Pfd. 2,50 Mk.
Prima gerissene Federn, sehr zart und daunig à Pfd. 2,75 Mk. u. 3,— Mk.
Versende gegen Nachnahme, und nehme, was nicht gefällt zurück.

W. Lauersdorf, Gänsemastanstalt u. erste Bett-federn-Dampfreinigungsfabrik, **Neutrebbin**

Tabaks-Pfeife gratis!!

Ich versende von ab jetzt den **10-Pfd.-Beutel** meiner hochf. milden **Brasil-Rippen-Blatt-Mischung** mit einer **schönen soliden Pfeife** m. **Weichselrohr** u. **elegantem Beschlag** für nur **Mk. 4.80** franko Nachnahme.

Cigarren- u. Tabak-Versandhaus **Wilh. Joseph Kalb, Fulda (V.)**
Gegründet 1808.

Günstige
Kapitalsanlagen

werden jederzeit kostenlos beschafft. Beträge von Mk. an können Verwendung finden. **Hoher Gewinn zugesichert!** Näh.

Subdirektor Wieland,
München 5.
Berufsmäßige Vermittler verbeten!

Wer Stellung sucht verlange die „Deutsche Vakanzenpost" **291 Eßlingen.**

Umsonst u. franko sendet illustr. **Pracht-Katalog** herr. Neuheit in Stahl-, Leder-, Gold-, Optik-, Spiel-, Musikw. etc., ca. 5000 Gegenst. enth. Sehr interessant f. Jeden
Fritz Hammesfahr Fabrik. u. Versandhaus, **Foche** bei Solingen. Bitte zu verlangen



Beste Rasiermesser der Welt.
Haarschneidemaschine „Perfect" M. 5.00
Oel-Abziehsteine in Etui à M. 2.50 u. 5.00

Neuheit! Nur bei mir zu haben. D. R. G. M. 5jähr Garantie.
Versand pr. Nachnahme od. vorh. Kassa.
Kronen-Diamantstahl . . M. 3.25
Kronen-Silberstahl . . M. 2.25
Streichriemen . . . . . M. 1.00
Rasierschalen u. Pinsel à M. 0.50
Rasierseife u. -Pulver à M. 0.25
Kompl. Rasiergarnitur mit Blutstiller in feinem Etui M. 8.00.
Briefmarken nehme in Zahlung.
Bei grösseren Sammel-Aufträgen Extravergünstigung.
Nachdruck verboten.

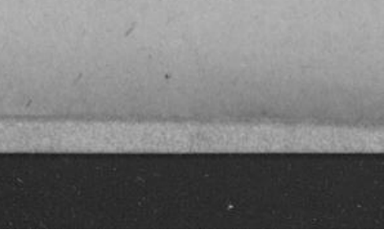
Rheinwein.

25 Liter
Weiß- oder Rotwein
für nur **Mk. 12.50** Faß leihweise versendet

Weingutsbes. Ch. Abel,
Gensingen
b. Bingen a. Rhein.
Lief. fürstl. Häuser.
20 Fl. Weiß- o. Rotwein **Mk. 12.50.**
10 Fl. Weiß- o. Rotwein **Mk. 6.50.**
mit Glas und Kiste.
Garantie Zurückn.
Bahnstation genau anzugeben.

D. R.-P. angem. Jeder sein eigener Steinfabrikant!

Neueste Erfindung!



Zement-Mauer-Stein-Form
nur Mk. 25 komplett
Ein Arbeiter macht mit dieser Form 1500 Steine pro Tag.
Unterlagsbleche nicht nötig. Eignet sich besonders zur Fabrikation von Schwemmsteinen. — Broschüre gratis und franko.

A. Tevonderen & L. Pollaert, Dalheim (Rhld.)
General-Vertreter: **A. Blocks, jr.,** Dalheim-Rh.



Exact gearbeitete in Qualität u. **Schussleistung unübertroffene**
Schusswaffen

als **Drillinge, Büchsflinten, Doppelflinten, Doppelbüchsen,** mit und ohne Hähne, **Birsch- u. Scheibenbüchsen, Teschins, Luftgewehre, Revolver, Pistolen, Munition,** sowie alle Arten **Jagdgeräthschaften** liefert zu **konkurrenzlos niedrigen Preisen** die

Deutsche Waffenfabrik
Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstr. 240/1
Reichhaltiger Katalog No. 28 wird auf Wunsch sofort kostenlos zugesandt.

PIANOS

moderner Bauart, allen neuesten Fortschritte mit hundert ähriger Erfahrung vereinend, unübertroffen klangschön, leichteste Spielart, fest in Stimmung, geschmackvoll im Aeussern, unverwüstlich dauerhaft, in reichster Auswahl, bei festen reellen Preisen und bequemen Bedingungen.

K. K. Hofpiano-forte-Fabrik gegr. 1794 in Barmen Neuerweg 40. **IBACH** Filiale: Köln Neumarkt 1 A Filiale Düsseldorf Schadowstrasse 52.

Verkauf, Vermietung, Umtausch, Reparatur, Stimmen. — Zuverlässiger fachmännischer Rat in allen Pianofragen bereitwilligst und unentgeltlich. Kataloge gratis und franko. Alleinverkauf von Estey-, Mason- & Hamlin-Orgeln, sowie des Original-Klavierspielapparates **PIANOLA**

Wirtschaft

zu kaufen gesucht
von strebsamen Leuten mit Vermögen etwa 18,000 Mark. Angenehme Lage wird bevorzugt.
Offerten sind zu senden an
Albert Müller,
Gelsenkirchen, A-Straße 27.

Eine Sauerkrautfabrik sucht
15—20 Morgen Weißkohl
auf Abschluß für kommende Herbstlieferung franko nächste Bahnstation.
Off. m. Ang. des Preises a. d. Geschäftsst. d. Ztg.

Suche für sofort ein braves, fleißiges
Mädchen
gegen hohen Lohn in kleinen Haushalt bei Familien-Anschluß.
Frau Adolf Kaufmann,
Schwelm-Loh.

Ordentl.
Dienstmädchen
bei guter Behandlung gesucht.
Frau W. Bergmann,
Barmen-Wichlinghausen, Märkischestr. 6.

Ordentliches, sauberes
Dienstmädchen
baldigst gesucht.
Frau Ingenieur **Wahl,**
Neviges.

Zum 1. Mai suche ich für meinen kleinen Haushalt wegen Heirat des jetzigen ein kräftiges, in allen Hausarbeiten erfahrenes
Mädchen
gegen guten Lohn.
Frau Pastor **Bruch**
in Tönisheide bei Neviges.

Viel Geld

kann man mit kleinem Kapital — ev. monatlich nur 5 Mk. — spielend verdienen. **Kein Schwindel!** Ausführlicher Prospekt gratis und franko. Jeder überzeuge sich und verlange Prospekt. Zuschriften befördert sub **201 F. Domnick, Berlin E. 24,** Königsbergerstr. 9.

Die bisher von Metzgermeister Herrn **Otto Hüser** innegehabte
Metzgerei
ist wegen anderweitigen Unternehmens desselben zum 1. Juli event. auch früher zu vermieten. Einrichtung kann mit übernommen werden.
Frau Witwe Karl Hilligloh,
Heggerstraße 47.

Gut,

72 Morgen groß, mit aufstehendem Gebäude nebst lebendem und totem Inventar, Wiese, Acker und Weiden, im Kreise Hattingen liegend, in gutem Zustande, sofort oder später umständehalber zu verkaufen. Näh. in der Geschäftsst. d. Ztg.

Jugendliche
Arbeiter
für leichte Arbeit gesucht.
Glashütte Königssteele.

Hoher Nebenverdienst! erhalten strebsame Leute durch Uebernahme einer **Agentur** für Feuer-Versicherung, Sterbekasse und Kranken-Versicherung. Offerten an Generalagent **Flasche,** Bochum, Bez. 7.

Tüchtige Vertreter für Krankenversicherung überall gesucht. Hoher Verdienst. Durch **A. Gasteier,** Dortmund.

Ernst Hess

Harmonika-Fabrik
(gegr. 1872)
Klingenthal **(Sachsen)** Nr. 13.
liefert seine dauerhaft gebauten und auf den Weltausstellungen zu Sydney u. Melbourne wegen ihres prächtigen Orgeltones mit dem 1. Preis gekrönten
Konzert-Zug-Harmonikas



mit offener Nickel-Klaviatur, 3 teil. (11 Falt.) Doppelbalg mit vernickelten Stahlblechschutzecken, ff. poliertem Gehäuse und krättigen Doppelbässen.
10 Tast., 2chör., 2 Regist., 50 Stimm. M. 4.50
10 „ 3 „ 3 „ 70 „ „ 7.—
10 „ 4 „ 4 „ 90 „ „ 9.—
19 „ 2mal 2chörig 108 „ „ 10.50
Schule zur Selbsterlernung sowie Kiste und Verpackung umsonst. Porto extra. Glockenspiel Mk. —.60 mehr. Reich. illustrierte Preiskataloge über Zug harmonikas. (120 verschiedene Nummern von Mk. 2.— bis Mk. 80.—), Zithern, Musikwerke usw. verschicke umsonst u. portofrei

---

Rheumatismus- u. Asthma-Kranke
erhalten unentgeldlich und gerne aus Dankbarkeit Auskunft, wie mir, von ob. Leiden geholfen wurde.
Ernst Seemann, Werkmstr. Zwickau Sa. Nr. 82, äuß. Schneeberger Str. 19.

An- u. Verkauf

von Wirtschaften, Häusern, Grundstücken u. s. w. vermittelt (für Käufer kostenlos)
Chr. Mirbach, Witten,
Kirchhofstr. 131.